Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

61. JAHR
JAHRESBAND

AUSGABE MIT ABONNENTENVERSICHERUNG

Von der Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens erscheint alle vier Wochen ein Band. Preis RM. 1.95 einschließlich Zustellgebühr frei ins Haus. Zu beziehen durch alle Buch- und Zeitschriftenhandlungen; wo keine solche zu erreichen ist, auch durch die Post.

Jeder Abonnent

der Versicherungsausgabe unserer im 61. Jahrgang erscheinenden „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" genießt für sich, die nach den Bedingungen mitversicherte zweite Person und die Kinder die Wohltat einer soliden deutschen Versicherung, und zwar bei der Nürnberger Lebensversicherungsbank in Nürnberg

a) gegen Unfälle mit je

RM. 1000 bei Tod durch Unfall nach einmonatiger Bezugszeit,
RM. 2000 bei Tod durch Unfall nach einjähriger Bezugszeit,
RM. 3000 bei Ganzinvalidität nach einmonatiger Bezugszeit,
bis zu RM. 1000 bei dauernder teilweiser Invalidität durch Unfall nach einmonatiger Bezugszeit,
RM. 5000 bei Tod durch Passagierunfall nach einmonatiger Bezugszeit,
RM. 5000 bei Tod durch Sportunfall nach einmonatiger Bezugszeit;

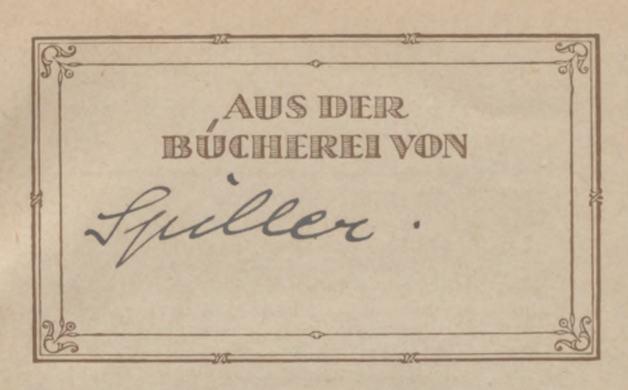
b) bei natürlichem Tode mit einem Sterbegeld von je

RM. 100 nach einjähriger ununterbrochener Bezugszeit,
RM. 200 nach dreijähriger ununterbrochener Bezugszeit
RM. 300 nach fünfjähriger ununterbrochener Bezugszeit;

c) mit einem Sterbegeld von

RM. 100 für Kinder im Alter vom vollendeten 6. bis zum vollendeten 16. Lebensjahr nach einjähriger, bei Tod durch Unfall schon nach einmonatiger ununterbrochener Bezugszeit.

Für die Abonnenten der Reihe B und Reihe D gelten die in den Versicherungs-Ausweisen Reihe B Nr. 113601—316200 und Reihe D Nr. 1—113600 enthaltenen Versicherungs-Bedingungen. Unfälle sind der Versicherungsbank (nicht dem Verlag) stets unverzüglich schriftlich zu melden, spätestens bei tödlichem Unfall binnen 48 Stunden, bei anderen Unfällen binnen einer Woche. Unverzüglich, spätestens am zweiten Tage müssen Verletzte sich ärztlich behandeln lassen. / Über die Voraussetzung der Versicherung geben die Versicherungsbedingungen Aufschluß, die vom Verlag oder von der Nürnberger Lebensversicherungsbank kostenlos zu beziehen sind.



DIE »BIBLIOTHEK DER UNTERHALTUNG UND DES WISSENS«

erfreut

durch die reichste Anregung in spannenden Romanen, Erzählungen und Kurzgeschichten; in Abenteuern und Märchen aller Völker; in Humor und Anekdoten; in Denksport und Rätsel; in schönsten Gedichten, Holzschnitten, Radierungen, Lithographien und Photographien,

bildet

durch die aktuellsten Berichte in Text und Bild über Volks- und Landeskunde, schöne Künste, Forschungen, Erfindungen, Heilwesen und Technik,

verbindet

den einzelnen und sein Leben mit der großen Welt der Ideen und Taten, geschaffen durch den gemeinschaftsbildenden Geist der Tradition und Erneuerung,

fördert

die moderne Frau aller Volksschichten und Lebensalter, den Mann in allen Berufen, den Schüler und Studenten, den Meister, Lehrling und Gesellen, den Bauer, Arbeiter und Beamten,

alle Stände in Dorf und Stadt,

Jung und Alt in jedem Haus.

Die beliebtesten Autoren und Künstler sind ihre Mitarbeiter.

Einige weitere Unfallentschädigungsauszahlungen aus letzter Zeit

geleistet durch die Nürnberger Lebensversicherungs-Bank in Nürnberg an Abonnenten der Versicherungs-Ausgabe der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens":

Fr. Else Reinl, Saalfeld a. d. Saale, Untere Lange Gasse 23. Für Herrn Lorenz Reinl, der bei einem Autozusammenstoß tödliche Verletzungen erlitt . . . . RM. 3000.—

An die Hinterbliebenen des Herrn Matthias Kloß, Celle, Hannover, der durch einen Autounfall tödlich verunglückte „ 1000.—

Wwe. Karl Baumer, München, Altheimereck. Für Herrn Karl Baumer, der tödlich verunglückte . . . . . . „ 3000.—

An die Hinterbliebenen der Frau Klara Roidl, Schwandorf, Breite Straße 29, die durch einen Teppich zu Fall kam und sich tödlich verletzte . . . . „ 3000.—

An die Hinterbliebenen des Herrn August Nitsche, Miechowitz, O.-S., Hindenburgstr. 70, der bei Ausübung seines Berufes als Bergmann tödlich verunglückte . . . . „ 2000.—

Herrn Hans Hofmann, Würzburg, Winterleitenweg 39 . „ 200.—

Herrn Franz Knippling, Betzdorf bei Siegen, Kirchstraße 2 „ 150.—

Frau Frieda Besser, Netzschkau, Georgstraße 3 . . . . „ 100.—

Als Sterbegeld ausgezahlte Beträge für:

Herrn Lorenz Klein, Dillingen a. d. Saar, Stummstraße 37 RM. 300.—

Herrn Ernst Freitag, Siegen i. W., Juliusstraße 3 . . . „ 200.—

Herrn Wilhelm Sahling, Itzehoe, Olixdorfer Straße 114 „ 300.—

Frau Klara Mahlo, Kiel, Hauptbahnhof . . . . „ 300.—

Herrn Robert und Frau Martha Soor, Guben, N.-L., Kubestraße 32 . . . . je „ 300.—

Herrn Erwin Pagel, Wiesenburg, Mark . . . . „ 300.—

Herrn Philipp Eberle, Merchweiler, Saar, Hindenburgstraße 2 . . . . „ 200.—

Herrn Otto Ganzer, Ludwigsburg, Eberhardstraße 12 . . „ 300.—

Frau Helene Peter, Bernburg a. d. Saale, Waisenhausplatz 18 . . . . „ 300.—

Frau Juana Braatz, Chemnitz, Sachsen, Leonhardtstraße 30 „ 300.—

Herrn Hans Peters, Hamburg 11, Winklerstraße 4 . . . „ 300.—

Herrn Otto Wetzelt, Erfurt, Gneisenaustraße 54 . . . . „ 300.—

Herrn Louis Vorderwinkler, Lemgo a. d. Lippe, Leopoldstraße 41 . . . . „ 300.—

Herrn Hans Bock, Worms a. Rh., Hagenstraße 31 . . . „ 300.—

Herrn Josef Schuster, Eichwalde bei Berlin, Bahnhof-Drogerie . . . . „ 300.—

UNION DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT STUTTGART

Schiller.



Nächtliche Entführung

Federzeichnung von Kurt Schöllkopf zu unserer Erzählung:
Die Flucht aus Venedig von Robert Walter

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens

---

61. Jahrgang

1 * 1937

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart * Berlin * Leipzig

Zwang der Erde

Wer des Bodens stummen Befehl nicht ehrt,
Den läßt der Boden vergehen.
Wer dem Boden nicht dient, der ist nicht wert,
Die reifende Ernte zu sehen!

Der Boden hat weder Stimme noch Wort,
Und befiehlt dir doch in der Stille.
Wer je ihm entwuchs, kann nie von ihm fort;
So bindet und zwingt dich sein Wille!

Der Boden verlangt deinen bitteren Schweiß,
Eh er dich will ernähren.
Und wem zu hoch der Mühe Preis,
Dem wachsen keine Aehren.

Wer nicht die Hand will rühren,
Dem dorrt im Schrank das Brot.
Wer nicht den Pflug will führen,
Der führt sich selbst in Not!

Wolfram Brockmeier



Foto: Max Löhrich

Ähren im Winde



Die herbe Schönheit und großartige Einfachheit märkischer Landschaft werden durch die Reichsautobahn neu erschlossen

Das Glück der Straßen

Von Karl Blanck

Mit Aufnahmen von Rosemarie Clausen

Vor hundert Jahren, als die ersten Eisenbahnen das Land durchschnauften, und lange noch, als Damm um Damm erwuchs und Schienenstränge sich bis in die fernsten Winkel zogen — da jammerten die Menschen über die Schändung der Landschaft, über das Hinschwinden vertrauter Romantik, über den barbarischen Mord der Stille durch die eisernen Ungeheuer, die ihnen noch wie drohende Dämonen erschienen. Längst ist uns seitdem die Eisenbahn fast zum selbstverständlichen Bestandteil der Landschaft geworden. Den dahinblitzenden D-Zug, die gemächlich ratternde und bimmelnde Kleinbahn — beide begrüßen wir freudig in aller ländlichen Stille. Wir winken den unbekannten Menschen zurück, die uns beim Vorbeifahren in froher Reiselaune einen befreundeten Gruß zuwinken — ja, wenn wir von Bergeshöhe herab, die Talsohle entlang oder am Flußufer hin die langgestreckten Schlangenlinien der Züge, auf die Größe eines Kinderspielzeugs verkleinert, sich dahinwinden sehen, oder wenn nachts das Zauberbild der erhellten Fensterreihe wie ein Märchenspiel vorüberglitzert — dann wird es uns klar, daß der Mensch die Welt um neue Schönheit bereichert hat, als er alte Schönheit zerstörte. Wohl ist die geruhsame Stille des Landes immer voll atmenden und fruchtbaren Lebens — aber unser eigenes Dasein ist nur wahrhaft lebendig, solange es voller Bewegung ist, von jener heiligen Unrast getrieben, die schon die ersten Straßen schuf, von Land zu Land, über Gebirge und Ströme, als getreue Diener der Menschheit auf ihrer Wanderung durch die Jahrtausende.

Und wieder wachsen die neuen Straßen, auf denen die flinken Fahrzeuge unsrer Zeit dahinstürmen. Wie langgestreckte weiße Bänder zerschneiden sie das Land, um Nord und Süd, Ost und West einander zu nähern. Sie zerreißen die Felder, klettern die Hänge empor, brechen ein in das Schweigen der Wälder, überspannen die sanften Täler mit wuchtigen Bögen. Wieder ändert sich das Bild der Landschaft. Wieder wird Altes zerstört, um Neues zu schaffen. Und wieder werden uns ein neues Glück und neue Schönheit geschenkt. Spüren wir nicht, wenn wir mit dem Sturm um die Wette jagen, den gleichen seligen Rausch im Blut, der einst unsere Ahnen „auf dem Rücken der Pferde" erfüllte? Und kommen wir nicht aus aller Gegenwart auch aller Vergangenheit näher, seit wir auf die Landstraße zurückgekehrt sind, inmitten aller Weite der Felder und der lebendigen Stille der Wälder, denen unsere Brust sich freudig entgegendehnt? Neues Land in alter Schönheit entdeckt unser unersättliches Auge. An wieviel stillen Tälern und verzauberten Städten führte uns der Schienenstrang bisher unerbittlich vorbei! Wie oft dachten wir auf der Fahrt von Stadt zu Stadt, sehnsüchtig ans Fenster gelehnt, während die Telegraphenstangen vorbeitanzten, wie gut es sein müßte, in diesen Wäldern zu atmen oder an diesem Hange zu rasten . .

Aber jetzt erst haben wir wieder Gelegenheit — wenn wir klug genug sind, nicht blind von Kilometer zu Kilometer zu jagen — auch die wahre Reisekunst im Goetheschen Sinn zu üben: Wechselnd zu eilen und zu verweilen ... Und immer wieder spüren wir das eine: Alle Straßen führen nach Hause. Überall ist uns Heimat bereitet auf deutscher Erde, wohin wir auch kommen, zu Menschen unseres Blutes und unserer Sprache. In aller Vielfalt dessen, was wir deutsche Erde nennen, zwischen Gebirge und Meer, auf karger Höhe und im



Auf der Reichsautobahnstrecke Bayreuth—Schleiz werden später die Autofahrer an einem riesigen, uralten Baum vorbeikommen, der „Hunnenföhre", wie sie der Volksmund nennt

fruchtbaren Tiefland, fühlen wir doch, mit neuen Sinnen, mit neuer Erfahrung beglückt, den gleichen Herzschlag, den gleichen Atemzug im lebendigen Bilde der Landschaft.

Wie kommt das — worin beruht die geheime Verwandtschaft in allem Wechsel?

Wilhelm von Scholz, der reisekundige Dichter, hat einmal versucht, das Gemeinsame zu finden, das wir unter dem Begriff der deutschen Landschaft verstehen. Er vergleicht sie mit



Alte und neue Zeit berühren sich: Ein uralter strohgedeckter Schafstall neben der Reichsautobahn Hamburg—Bremen

der Landschaft des italienischen Südens oder des hohen Nordens und nennt sie die Idylle unter den heroischen Schwestern: „Selbst wo sie romantisch ist, Felsen und Schloßtrümmer, tiefe Abgründe und weite Blicke umfaßt, ist sie der Idylle näher als der heroischen Landschaft, deren Wesen Wildheit, Urtum, Düsterkeit oder Erhabenheit, das Elementare ist ... Deutsche Landschaft ist lieblich, milde und ist immer vor allem Menschenlandschaft, immer bewohnt. Selbst wo sie ganz einsam ist, wo das Auge weithin keine Ansiedlung, keinen Rauch



Den Bergen entgegen: Talübergang auf der Reichsautobahn im Alpenvorland (München—Landesgrenze)

sieht — in der Moorniederung oder im dichtesten Waldtal —, ist die Nähe der Menschen zu fühlen. Der Grund trägt Weg und Spur seines wiederkehrenden Trittes, die Zeichen seiner Hand und seines Werkzeugs; Weite und Vordergrund sind wie überruht von seinem Auge, überstreift von seinem Blick ..."

Das ist es: Menschenlandschaft, Land, das der Mensch wohnlich gestaltet hat, das ihm willig dient, wie er selbst dem Lande zu dienen bereit ist. Und dies Land ist nicht stumm, es spricht auch zu uns von den Vätern, die vor uns auf der Straße

des Lebens dahinzogen, die einst den Wald rodeten, die Siedlungen erbauten, die Felder bestellten, den Fluß überbrückten. Und so sieht ein anderer Dichter aus unserer Zeit, Jakob Schaffner, das Gemeinsame unserer heimischen Landschaft in dem, was sie uns vom Werke der Väter berichtet: „Ja, das ist das Wesen von deutscher Landschaft: Ihre Beseeltheit mit Geschichte, ihre Sättigung mit Vergangenheit, ihr wundersames Verwebtsein mit Gewesenem, die Einheit dieser Täler mit Klöstern und Berge mit ihren Burgen und das Spinnen der schillernden Sommerfäden des deutschen Geistes mit allem und zwischen allem. Landschaft ist in Deutschland kein geographischer und auch kein ästhetischer Begriff, sie ist ein Lebensbegriff, ist Schicksalsraum. Landschaft ist hier die Geschichte, und die Geschichte ist zugleich die Landschaft ..."

Das ist es, was wir nicht vergessen dürfen, da uns in allem Rausch der Ferne auch das Glück der Nähe täglich neu geschenkt ist. Das ist es auch, was uns die neuen Straßen zu sagen haben, die uns den unendlichen Reichtum unserer Heimat nicht nur an natürlichen Formen, sondern auch an lebendigen Denkmälern der Vorzeit verkünden — daß wir in der Landschaft, die unsere Väter für uns schufen, den Raum unseres eigenen Schicksals erkennen, das uns auf dieser Erde geschenkt ist.



Das versunkene Märchenschloß: Tief unten — fast im Schatten der gewaltigen Neandertalbrücke an der Reichsautobahn Ruhrgebiet—Köln — liegt dies alte verträumte Wasserschloß



Erzählung von Robert Walter

Mit Zeichnungen von Kurt Schöllkopf

Die Gemahlin des englischen Gesandten in Stuttgart, Lady Spencer-Smith — Tochter des Barons Herbert, österreichischen Internuntius zu Konstantinopel —, weilte seit einem Mond unterm Schutz des Löwen von Sankt Markus zu Venedig, verborgen im Palazzo ihrer verheirateten Schwester, der Gräfin Attems.

Die Besucher des gräflichen Hauses hörten ergötzt, daß sich die unsichtbare Lady vorerst nur mit der Besserung ihrer Gesundheit und mit ihren beiden jungen Kindern beschäftigen möchte, daneben längst gewohnte sprachliche und musikalische Studien treiben würde. Plötzlich stob ein Gerücht auf, fremd und bedrohlich, das die Freunde der Familie Attems erschreckte, zu kühler Vorsicht mahnte oder schon auf den Anhieb verscheuchte. Der Polizeidirektor von Venedig, der gefährliche Delagarde — so flatterte das Gerücht — läßt die Lady Spencer-Smith auf höchsten Befehl beobachten! Sie ist nur noch, ohne es zu wissen, eine Gefangene am Canal grande und morgen oder übermorgen verloren!

Man schrieb den Mai des Jahres 1807. Eine Faust regierte Europa, ein Wort entschied seine Geschicke. Der Wille des Korsen auf Frankreichs Kaiserthron herrschte vom Ebro bis in Polens Steppen, vom Nordmeer bis an die Gestade der Levante. Und hinter den Grenzen seiner Macht dienerten gekrönte Lakaien.

Was konnte schon die Gattin des englischen Gesandten zu Stuttgart gegen den Herrn der Welt verbrochen haben? War sie so lächerlich, daß sie mit ihren Fingerchen in die Zirkel des Allmächtigen getastet hatte? Man wußte — er besaß ein Gedächtnis für den Pikenstich wie ein Elefant und war reizbar wie ein Nashorn. Aber eine flüchtende Lady Spencer hätte sich aus deutschem Winter leichter in englische Nebel als in die

leuchtende Sicht des Lido retten können. Zu Mailand residierte Italiens Vizekönig, Stiefsohn Eugène Beauharnais der Untertänige — zu Venedig gouvernierte der Spürhund und ehemalige Leibadjutant General Lauriston mitsamt seiner Kreatur, dem Polizeimeister Delagarde, der es bislang noch mit jedem Verbrecher aufgenommen hatte. War Lady Spencer ohne Schuld, heroisch oder toll?

Die Freunde des gräflichen Hauses enträtselten den Fall nicht. Unter ihnen war ein junger Marchese, Salvatore Salvo, ein Sizilianer, der es als begüterter Herr wagen durfte, den Rätseln an der entscheidenden Stelle nachzuforschen, über alle Hürden für den regierten Untertan hinweg. Er konnte auch als erklärter Bewunderer des Genies Bonaparte vor leichtfertigem behördlichem Mißtrauen sicher sein und beschloß kurzerhand, den Polizeidirektor zu überraschen und auszuforschen.



Delagarde empfing den vornehmen Herrn mit Vergnügen. „Sprechen Sie nicht, Marchese", scherzte er, „ich lese in Ihrem offenen Gesicht! Sie wollen mir erzählen — nicht wahr, wie der Gattin des edlen Sir Spencer-Smith der Frühling am Lido bekommt? Denn vor Ihnen wird sich die blonde Schönheit nicht verstecken. Man berichtet mir, sie sei gescheiter als ihr Gatte,

auch undurchsichtiger und tapferer. Was meinen Sie — wenn sich ein Lockenköpfchen mit gedruckten Philosophen abgibt, so geht es um ein praktisch anwendbares System. Erklären Sie mir doch, was für Teufeleien plant ein Frauenzimmer, das wahrhaftig sieben Sprachen vollkommen beherrscht?! Oder trauen Sie der schönen Anina außer der Liebe keine Torheit zu, mein Bester? Ich bitte, urteilen Sie nicht wie ein erfahrener Mann: Spionin! Ich wehre mich gegen schwarze Gedanken. Sie ist krank, ich weiß — beileibe nicht unheilbar! Vielleicht wären Sie der rechte Arzt, Marchese? Wenn die Frau Gesandtin uns Bonapartisten auch christlich haßt, so sind wir ebenfalls christlich genug, unsere Feindinnen zu lieben. Aber im Ernst, mein sehr besorgter Marchese — es wäre schändlich, Sie grundlos aufzuheitern. Venedig ist ein Hafenplatz, verstehen wir uns — mit vielen Fremden! Also kein Erholungsort für die Lady. Man kann hier zu viele Menschen sehen, die unsichtbar bleiben. Da die Polizei von Venedig nicht allwissend ist, muß sie sich mit Ungerechtigkeiten helfen. Raten Sie der Dame, diese Stadt der Abenteuer unverzüglich zu verlassen! Padua ist nicht ungesunder als Venedig, hat reizende Landhäuser. Man soll mich für eine Bestie, aber nicht für ungalant halten, Marchese. Zum Teufel, mein Freund! Was tun die Frauenzimmer in der Politik! Auf einem Gebiet wenigstens will der Mann seine Dummheiten ungestört treiben — hier sind wir unerbittlich! Ah — genug, übergenug! Den Damen das ewige Reich der Liebe! Ich muß Ihnen eine Anekdote erzählen —"

Salvo wußte genug und nichts. Er eilte, die späßelnde, hintergründige Wortschaufelei Delagardes in den Palast Attems zu bringen. Er erblickte Anina Spencer-Smith gleichsam zum erstenmal — eine zärtlich-bezaubernde, sonnenblonde, ge-

sunde Frau — und wagte nicht, nach möglichen Ursachen der Verdächtigung zu fragen — forschte in den kindhaft schimmern-den Augen — dem schwingenden Lächeln — im ruhigen Klin-gen ihrer Worte. Ich stelle mich vor jede Pistole für die Wahr-heit ihrer Schuldlosigkeit! durchdrang es ihn.

„Denken Sie an die Verfolgungs- und Verbannungsge-schichten der Damen Staël und Recamier, Chevreuse und der Kartenschlägerin Lenormand", versuchte sie ihre Lage zu er-läutern. „Man sagt, diese Damen hätten nichts anderes be-gangen als kritisiert und nicht geschmeichelt. Bonaparte ist gewiß ein großer Mann — trotzdem stellt er sich über die Kritik und unter die Schmeichelei. Wie soll man ihn entschuldigen? Ich denke — große Leute haben auch große Launen."

Salvo war am Abend einziger Gast der Familie Attems. Die Nähe der von Geheimnis und Schicksal umwitterten Frau befeuerte seine Einbildung. Es war die blaue Stunde zwischen Tag und Nacht mit frühen Sternen. Gesang der Schiffer wan-derte im Kanon zum Schlag der Gitarren. Da brach der Lärm in den Palast. Ein Brigadier war mit vier Gendarmen die Treppe heraufgekommen und besetzte die Pforte, verlangte den



Hausherrn und wies seine Order: Gefangenschaft der Lady Spencer-Smith in ihren Zimmern bis auf weiteren Befehl! — Graf Attems hob wehrlos die Achseln und gab mit einem Handwink an die Diener das Haus zum Auskundschaften und Quartieren frei.

Die Verfolgte hatte auch unter dem ersten Ansturz der Botschaft keinen Herzschlag lang geschwankt. Beherrscht empfing sie den Brigadier mit seiner kleinen Macht, der vor dem blonden Überstrom ihrer Schönheit wahrhaft in Verlegenheit geriet, plauderte liebenswürdig auf französisch, führte die Eindringlinge durch Halle und Gemach, zeigte ihnen die Verschlüsse aller Zu- und Ausgänge, die Vergitterungen der Fenster — und am Ende scherzend die Möglichkeit der Rettung durch einen Sprung nächtlicherweile in den Kanal hinab.

Salvo war betäubt an ihrer Seite geblieben, wie gewürgt. Das Blut zerhämmerte ihm Nachgedanken, Überlegung, Entschluß. Plötzlich, bevor noch die Gendarmen im Palast feldlagermäßig hausten, verabschiedete er sich, irrte eine Weile gehetzt an den Häusern hin, ließ sich stundenlang durch die Kanäle fahren, stand lange auf einer der Brücken wie erloschen und kam erst bei heißer Sonne in seine Wohnung zurück.

Der Polizeidirektor scherzte nicht, als der Besucher zu ihm eintrat. „Ich erhielt gestern spätnachmittags durch einen Kurier Befehle, Marchese — nicht vom Vizekönig, nicht aus dem Ministerium — Befehle aus dem Kabinett des Kaisers! Wer wäre noch Herr seiner selbst! Ich beklage die Lady — sie hat Malheur — und rate Ihnen zum kurzbündigen Abschied, mein Freund. Unglück färbt ab. Übermorgen wird Madame Spencer-Smith unter starker Gendarmerieeskorte die Reise nach Mailand antreten, wo sie zunächst vom Vizekönig selbst verhört

1937. I./2



werden wird. Weiter weiß ich nichts — das heißt, weiter habe ich nichts zu wissen."

Salvo stand reglos. „Das Schicksal der Gefangenen ist die Verbannung —?"

„Sie ist Ausländerin. Ihr Schicksal wartet im Kerker der Zitadelle von Valenciennes. Nehmen Sie Abschied, Marchese — handeln Sie heroisch, opfern Sie Ihre Liebe dem späteren Wohlergehen!"

„Mit zweiundzwanzig Jahren?! — Heute schon? In dieser Stunde?" Salvo errötete. „Ich frage nicht danach, ob die Lady an irgendwelchem politischen Maschenwerk mithäkelt! Ich bewundere den Kaiser! Aber ich wäre unglücklich, von ihr Abschied nehmen zu müssen, bevor sie in Mailand einfährt!"

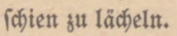
Delagarde betrachtete den verliebten Ritter. Er erinnerte sich der eigenen Gutmütigkeit und schmunzelte. Man konnte den beiden ein letztes Vergnügen gönnen. Das allerhöchste, ewig querulante Kabinett hatte über diesen Punkt nichts Unmenschliches bestimmt. Der Marchese war aus ältestem Adel — also noch unverfälschter Kavalier — folglich zuverlässig — eine Verständigung mit ihm von Mann zu Mann ehrenhaft und gefahrlos.

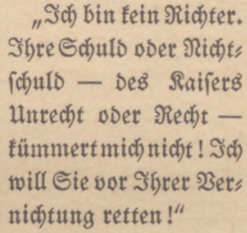
Nach einer Stunde betrat Salvo die Zimmer der gefangenen Frau. Ein Papier mit der Unterschrift Delagarde öffnete ihm die Türen und schützte ihn vor jeglicher Störung. Die Lady hatte sich unwillig erhoben. Er spürte Frage und Abweisung schon an der Art, wie sie ohne Dank oder Gruß den Kopf herwandte, und legte als Erklärung das Papier vor ihr auf den Tisch.

„Der Polizeidirektor von Venedig hält mich für Ihren Geliebten, Lady Spencer. Er muß von Amts wegen leichtgläubig sein — aber ich will mir Ihre Verzeihung verdienen. Man wird

Sie übermorgen auf kaiserliche Order nach Mailand schaffen lassen, zum Verhör durch den Vizekönig. Von Mailand mündet Ihr Weg ins Kasemattengefängnis zu Valenciennes — auch wenn Sie schuldlos sind. Dort ist keine Rettung —!" Er griff nach der Hand der Schwankenden. „Ich begleite Sie! Delagarde war so gütig wie ungeschickt. Keine Ungerechtigkeit soll Sie antasten! Ich will Sie retten!"

„Glauben Sie, daß Ihr Heros Napoleon eine Schuldlose einkerkern lassen könnte?" Sie hatte seine Hand abgestreift und schien zu lächeln.





„Ich bin kein Richter. Ihre Schuld oder Nichtschuld — des Kaisers Unrecht oder Recht — kümmert mich nicht! Ich will Sie vor Ihrer Vernichtung retten!"

Sie standen forschend Blick in Blick.

„Marchese" — die Stimme war zerpreßt, jedes Wort unabwendlich — „Ihre Güter in Sizilien! Bald wird der Herr der Welt auch jene glückliche Insel erbeuten und Sie wären ein Bettler, zeitlebens in Verbannung! Die Allmacht des Unmenschen will nicht mehr zerbrechen. Oder — wenn meine Rettung mißlingen sollte — vielleicht könnte ich noch dem Kerker entweichen — aber Sie würde man an der ersten Mauer erschießen. Ich bitte Sie, stören Sie das Spiel Ihres großen Kaisers nicht!"

„Lady Spencer —", die Worte bebten, „es ist unter meiner Ehre, Ihnen darauf zu antworten."

Der hitzige Eifer hätte sie belustigen können — aber sie sah

das Gesicht dunkel, wie gemeißelt, mit harter Stirn, die Gestalt schlank und eisern gleich einem Bildwerk — und hob unwillkürlich begütigend die Hand. „Ihre Mutter, Salvo —! Gilt Ihnen Vermögen und Vaterland weniger als mein bißchen Freiheit oder Leben — die Tränen Ihrer Mutter wiegen schwerer! Bedenken Sie sich!"

„Meine Mutter ist eine Edelfrau! Über dem Tod ihres Sohnes würde unzerstört sein Handeln stehen!"

Sie schwiegen. Ihre Blicke verwuchsen ineinander. „Und was ist —", Wort tastete jetzt nach Wort, „was ist der Preis für Ihre Tat?"

„Nicht Preis — nicht Lohn — nicht Dank!"

„So erklären Sie — — weshalb denn — —?"

„Ich rette auch den fremden Menschen, der im Meer versinkt."

Unmerklich nickte sie. „Ich weiß es. Ihre Jugend verklärt die Welt — verklärt vielleicht auch mich. Salvo — — ich liebe meinen Mann — mit meinen geringen Kräften — das bedeutet: ich täusche mich selbst zur Liebe — so armselig bin ich. Aber niemals — ich schwöre es — würde ich mich zu einer zweiten Liebe täuschen —!"

Seine Augen glitten ab. Er zögerte wie entlarvt oder beschämt. „Lady Spencer —", er streckte die geöffnete Hand hin, „ich gelobe Ihnen — mit der Treue eines Bruders — den Abschied auf der Stelle, sobald Sie geborgen und in Sicherheit sein werden!"

Hilfesuchend legten sich ihre Finger in seine Hand. „Wahrhafter Freund — ich nehme Ihr Opfer — Ihre Opferung —" Sie verstummte.

Als Salvo spätnachmittags das Haus Attems verließ, war er in Einmut mit der Verhafteten auf alle Möglichkeiten der

Begebnisse gewappnet. Seine eigenen Angelegenheiten besorgte er nur wie zu kurzer Reise, gab dem Diener entsprechende Befehle und ging in Gesellschaft. Er war ruhig, spielte den Vergnügten in Theater und Klubhaus und wurde sich selbst unversehens fremd. Um ihn atmete das Wesen der blonden Frau — unerklärlich aus überkörperlicher Gewalt. Ihre Stimme sprach ohne Worte — Antlitz und Gestalt lebten neben ihm unfaßbar. Allmählich trieb die abendliche Unterhaltung leer und sinnlos von ihm weg. Er begab sich auf den Heimweg, witterte schon Gefahr über Gefahr der nächsten Tage, stand ringend gegen Verfolger, Häscher, Mörder — hielt den Dolch — hieb zu! — fühlte beruhigt wieder den glatten Stahl — schliff das Messer in Gedanken — —

Vor der Sonne ließ er sich zum festen Land hinüberrudern,



nach Fusina, und bestellte einen Wagen zur Fahrt nach Treviso. Bald brachte eine geschmückte Gondel, als gälte es eine Lustpartie, die beiden kleinen Knaben der Lady mitsamt dem Erzieher, einem Deutschen, „verläßlicher als der Himmel", wie man ihn gerühmt hatte. Bei der vertrautesten Verwandten, einer Gräfin Strassoldo zu Graz in Steiermark, würden die Kinder sicheren Unterschlupf finden. Man mußte sie verbergen, damit sie nach dem Entweichen der Mutter nicht als Geiseln in die Hand der Verfolger fielen.

Salvo versuchte, den Hofmeister mit zwanglosem Gespräch über die hohe Verantwortung der Reise auszuforschen, verstummte aber bald vor der gelassenen Ernsthaftigkeit des Mannes, dessen Blick ruhiger wie das Meer am Horizont war.

„Sie bürgen mit Ihrem Leben für die Kinder?!" beendete er die Unterhaltung.

Die Stirn des Hofmeisters glättete sich unter dem Widerschein eines Lächelns. „Es geschieht alles nach Wunsch der armen gnädigen Frau", sagte er schlicht und bemühte sich um die Knaben.

Salvo stand barhaupt am Wagenschlag. „Glückliche Reise! Wir sehen uns wieder — in Graz!"

„Die Kinder erwarten ihre Mutter!" antwortete es in den kurzen, eiligen Abschied.

Dieser Tag ging müßig und in höchster Spannung, voll Marter und ohne Zweck. Eine Nacht des halben, traumdurchspukten Schlafs schattete als Erlösung. Mit der ersten Dämmerung erschien Salvo im Palazzo Attems, ohne Diener, den leichten Mantelsack unterm Arm. Er nahm ernst, wie unberührt Abschied von der gräflichen Familie — er versicherte dem Grafen zum letzten die Unverletzlichkeit der Verfolgten, die er als ein Wesen edlerer Welt liebe — und versprach noch einmal die Rettung auf Leben oder Sterben —

Ein Polizeioffizier war in einem Boot gelandet, das die Gefangene mit ihrer Begleitung nach Fusina bringen sollte, wo eine Reisekalesche und drei berittene Gendarmen zum Empfang bereit sein würden. Der wacheführende Brigadier, dem auch das Kommando auf dem Transport nach Mailand zugefallen war, erhielt die Reisepapiere und letzten mündlichen Befehl. Während das Gepäck verladen wurde, plauderte Salvo mit dem Offizier. Lady Spencer erschien in Begleitung der

Kammerjungfer, begrüßte den Offizier lächelnd, ergriff Salvos Hand und ließ sich von ihm die Stufen hinab ins Schiff begleiten. Die Zofe folgte. Offizier und Brigadier schlossen als Reihenletzte. Die gräfliche Familie blieb unsichtbar — es gab keinen Abschied. Das Boot trieb durch die Dämmerung der Kanäle in die Lagune hinaus.

Ein milder Tag voll Himmelblau und Blüte brachte die Gesellschaft von Fusina über Padua nach Vicenza. In der geschlossenen großmächtigen Kalesche saßen der Brigadier und die Zofe der Lady und dem Marchese gegenüber. Dem Soldaten nutzten wichtige Miene und gespielte Verdrossenheit wenig. Die Jungfer, ein munteres und saftiges Frauenzimmer, machte seiner militärischen bösen Laune allerhand zu schaffen und heizte ihm auf dem gepolsterten Posten sanft und unverdrossen ein. Bald schaukelte das Gespräch unbeschwert über den rumpelnden Rädern. Draußen die drei Gendarmen, voran, neben und hinter dem Gefährt, schienen auch nichts weiter als müßige Spazierreiter zu sein.

Zur Nacht im erträglichsten der elenden Gasthöfe Vicenzas quartierten sich Bewaffnete und Kutscher vor die Zimmertür der Gefangenen. Salvo mußte über sie wegklettern, als er — den Liebhaber vortäuschend — gegen Mitternacht das Zimmer der Lady verließ. Er zeigte die gute Laune mit spaßigen Worten. Sein Sinn war ganz erhoben und freudig: — am nächsten Spätabend in Verona sollte die Flucht auf Gedeih und Verderb gewagt werden.

Gegen Morgen fielen einzelne Tropfen. Der Wind kam nördlich, brachte feuchte Kühle und schleifende Wolken. Es wetterleuchtete noch von Frühlingsgewittern aus den Bergen her. Mit der Helle trieb Schauer hinter Schauer. Die Wege weichten. Bäche und Flüsse strudelten und brausten. Eine triste



Fahrt, verhangen, triefend und böengepeitscht, zerrte die Stunden unendlich. In jeder Herberge schüttelten die militärischen Begleiter das mürrische Wetter ab und tränkten sich ausgiebig. Salvo sah den Plan für heute hinschwinden. Hilfloser Zorn wühlte in ihm. Er brachte noch eben die notwendige gnädige Miene auf, ermunterte den Brigadier und trank ihm zu. Knapp vor der Dämmerung endlich passierten sie das Tor von Verona.

Der Polizeigewaltige wies die Gesellschaft in ein Wirtshaus, das einem Kastell glich und im zweiten Stock Sicherheit für die Verwahrung der Gefangenen bot. Von hier war ein Entweichen — wie Salvo sich verzweifelnd überzeugte — nur an Stricken auf die belebte Piazza d'Erbe möglich. Er eilte augenblicks in Reisekleidern, den Mantel umgeschlagen, zum Palast seines Freundes, des Grafen Leonardo Grimani.

„Der Graf —?"

„Auf seinem Landsitz — etwa drei Stunden weit — nahe Pescantina!" Der Hausmeister lächelte in die elende Botschaft.

„Sofort einen Diener zu Pferd nach dem Landgut —!" Salvo warf den Widerstand des Menschen mit einem Goldstück beiseite, befahl höchste Eile, schrieb einige Worte dem Freunde, versiegelte den Brief, fertigte den Boten ab.

„Leonardo!" lautete das Schreiben. „Ehre und Leben Deines Freundes sind an einer Tat beteiligt, bei der ich Deine

Hilfe brauche! Zögere nicht! Komme in dieser Minute! Und schweige! Salvatore."

Erschöpft versuchte er, im Haus des Freundes Ruhe und Herrschaft über sich zu gewinnen. Nach marternden Stunden gab er sich widerstandslos preis. Wachsende Unruhe zerrte und stieß ihn durch regennasse Straßen. Er irrte ins alte Amphitheater, von den Schauern der düsteren Runde umstellt, unter den Bögen hin — stand inmitten der Arena, barhaupt, mit aufgerissener Halsbrust, gepeitscht von Wind und Nässe.

Nach Mitternacht kam er in den Palast Grimani zurück, den Freund erwartend. Die Stunden krochen vorbei. Endlich — der Morgen war nicht weit — erschien der Bote allein, mürrisch und stumpf, mit einem zerweichten Schreiben. Salvo riß das Siegel auf.

„Guter Freund —", die Worte standen nachlässig hingekritzelt, „Du wirst mich nicht begreifen — es sei drum! Die Zeit ist gefährlich — und ich habe mich vermählt. Ich bin endlich unendlich glücklich — und aus Deinen Worten fällt mich das Unheil an. Niemand kann Dir helfen als Deine eigene Vernunft. Lebe wohl! Leonardo."

Das war — und wird sein! Freundschaft —! Die Schrift zerknüllte zwischen zornigen Fingern. Salvo wankte nach der Herberge. Er taumelte in sein Gelaß, spielte vor den wächternden Gendarmen den Bezechten und stürzte ohnmächtig in den Schlaf.

Als ihn der Morgen ermunterte, wartete man schon ungeduldig mit der Abfahrt. Es mangelte die Minute, der Gefangenen nach dem mißglückten Plan ein späteres sicheres Gelingen der Flucht zuzuschwören. Von Verona hätte ein vorläufiges Versteck auf den Gütern des Barons Grimani Rettung bringen können, wenn Grimani Freund gewesen wäre —

jetzt mußte die Flucht zur ersten günstigen Stunde unvermittelt in freies Feld, in die Bergwildnis voll Gefahren und Strapazen gewagt werden.

Sie kutschierten am Südufer des Gardasees. Den verstiebenden Wettern war ein kühler Blütentag gefolgt. See und umrahmende Berge lagen im zarten Duft. Während des dürftigen Mittagsmahls vor einem Dorfwirtshaus fand Salvo Gelegenheit, in kurzer Promenade, zwanzig Schritt hin und zurück, der hilflosen Freundin mit Bericht und seelischem Zugriff wieder aufzuhelfen.

„Diese Nacht in Brescia — es ist kein weiterer Aufschub möglich! Wir sind morgen zwei Tage vor Mailand — den schirmenden Bergen entfernter — weiter ab noch von Graz! Diese Nacht rettet uns — oder die Rettung ist verloren!"

Sie gingen Arm in Arm — näher den Wächtern jetzt — lächelten sich an, wie es Verliebten zukommt, nannten sich vernehmlich du — Anina und Salvatore —! Salvo fühlte, die Finger um ihr Handgelenk geschlossen, wie ihre Pulsschläge gegeneinanderpochten — und verstummte — horchte nur dem Klang der geschmeidigen Stimme an seiner Seite nach. Werden den Erwählten nicht Wonne und Hölle ewig ineinandergemischt?

Im Schein eines späten Monds langten sie vor dem verschlossenen Tor Brescias an. Es währte lange, bis ihnen Einlaß gegeben wurde. Die Nacht war zur Hälfte entwichen, als sie endlich in einer abseitigen Herberge Unterkunft fanden. Salvo überprüfte die Möglichkeiten des Entweichens von hier und verständigte die Freundin bei einem kurzen Gutenachtbesuch von seinen Plänen.

„Lady Spencer erträgt nur noch gewaltsam die Reisemühsal", erklärte er dem Brigadier. „Man sollte einen Ruhetag ein-



legen. Wir werden nichts gewinnen, wenn sie auf der Landstraße erkrankt, wo uns der Beistand des Arztes fehlt."

Der Brigadier hatte im zauberlichen Umgang mit der Zofe längst so viel militärische Würde vertan, daß er sich einmal gewichtig und bedenklich stellen mußte und also die Antwort bis zum Morgen verschob. Vortags aber überfiel ihn die Kammerjungfer schon mit hellem Lamento, die Herrin sei bedenklich erkrankt, und es müßte sofort ein Arzt zur Stelle. Salvo legte sich ins Mittel, erbot sich, den Doktor zu besorgen und ging unverzüglich auf die Suche. Er fand auch den Gewünschten, einen guten Italiener und Vaterlandsfreund, der der Dame den gnädigen Tag auf der Kerkerfahrt vergönnte, die Notwendigkeit einer vierundzwanzigstündigen Ruhe bescheinigte und die

Größe seines Liebesdienstes durch das geforderte Honorar noch kostbarer machte.

Der Tag war zum vorbereitenden Werk gewonnen. Salvo spendete den Gendarmen für den Ruhetag ein Fäßchen Wein und verabschiedete sich zum Besuch von Vettern und Freunden. Er erhandelte bei einem Wagenbauer eine Zweisitzerkutsche, heuerte für die dritte Stunde früh den Postgaul bis Trient und ritt auf einem Mietklepper östlich an den Gardasee zurück nach Salò. Er kannte diese Ufer, hatte sie im Herbst noch besucht und war wie oft durch blaue Weite rings und nordwärts in Glanz und Wildheit der Berge gesegelt. Jetzt dingte er zur Überfahrt nach Riva für den nächsten Morgen einige Schiffer mit zwei Barken, auf deren größte der Gabelwagen zusamt Bespannung verfrachtet werden konnte.

Nachmittags kehrte er nach Brescia zurück, betrat — einen festen Hanfstrick unterm Mantel verborgen — die Herberge, traf Brigadier und Gendarmen schon in guter Weinlaune und eilte wie besorgt nach dem Zimmer der Lady im ersten Stock, wo die Zofe das Rettungsseil unter Bettkissen versteckte. Es gab noch ein kurzes Wägen und Überdenken, eine letzte Verständigung. Die Jungfer, tapfer im waghalsigen Bündnis, genoß ihr Vergnügen über die morgige Wut und Jämmerlichkeit der betrogenen Wächter im voraus. Konnte man den Spürsinn der viel zu klugen französischen Gendarmerie nasführen, weshalb nicht auch das unerfahrene Gemüt einer armen Kammerzofe? Sie würde nach gräßlichen Verhören schnell wieder im schönen Venedig landen, dankbar empfangen vom Haus Attems, baldigst ihre Herrin in Graz wiederfinden und mit ihr fröhlich durch Polen und Rußland und übers Meer nach England reisen.

Tröstliche Atemzüge in künftiger Freiheit! dachte Salvo und

stellte sich frohgemut. Wenn es der Zufall will, dachte er, sind mir morgen früh die neun Kugeln an der Stadtmauer von Brescia sicher — wo gäbe es dann noch eine Straße von Valenciennes nach England —?!

Er nutzte jetzt die letzten Stunden zur Ruhe — wann würde er wieder schlafen? — erhob sich vor der Dunkelheit, steckte das gesamte Bargeld ein, zwei geladene Pistolen mit Munition und den Dolch. Dann brachte er der Freundin seinen zweiten Reiseanzug, Mütze und Umhang, unterm Mantel verborgen, und verabschiedete sich — hielt die sanfte, runde Hand lange zwischen den Fingern. Er nahm spaßenden Abschied vom Brigadier auf ein dauerhaftes Gelage bis zum Morgen und ging, vertat noch ein paar Stunden in einer Weinschenke, marschierte durch verstummte Gassen, kreuz und quer, bog den Wächtern vorsichtig aus, stand als Schatten im Düster der Torgänge, hockte hinterm Gitterwerk am Eingang der Rotonda, den seligen Schlaf eines Bettlers belauschend — und horchte dem Wechselspiel der Turmschläge nach.

Um zwei Uhr früh wartete er der Herberge gegenüber, in eine Nische der schmalen Gasse gedrückt. Das Haus lag leblos erstarrt — finster die Wand, das Fenster der Einzigen, für die er Heimat und Erde hinwarf, der gegitterte Balkon überschattet von Nacht. Seine Blicke verschwankten im Hinstieren — ertasteten eine Gestalt, die sich regte und hinabstrebte — die nicht war — ein Spukwerk vielleicht — und nur Trug. Er starrte versteint — die Zeit losch aus.

Aber jetzt — das Gesicht täuschte nicht — die Gestalt bewegte sich leibhaftig — hob sich und schien zu zögern — hing schwankend unter dem Gitter und glitt herunter. Das Blut wogte in ihm. Er lauschte durch die Gasse — alles blieb tot. Lautlos mit drei Sprüngen war er drüben, hielt die Taumelnde

im Arm, einen Augenblick lang, während ihr Pulsschlag um ihn tönte und der Atem bebte. So warteten sie — halb horchend noch. Der Strick fiel leise herab. Er raffte ihn zusammen, schleuderte ihn unter einen Kellerbogen.

Eilig kamen sie, unhörbar fast, aus der Gassenfinsternis durch scharfe Mondhelle, Hand an Hand. Sie sahen sich mit schnellem Blick — Salvo sah die geliebte Frau, den kurzbehosten Jungen neben sich und lachte leicht.

„Gerettet vielleicht —?" flüsterte sie und stockte. „Aber das Stadttor ist verschlossen —"

Er antwortete nicht und griff nur fester und bewegter um die verschämt fortstrebende Hand.

Sie betraten den Posthof, fanden das Wägelchen bereit und vorgespannt. Den mürrischen Knecht ermunterte ein Trinkgeld. Er half ihnen diensteifrig zurecht. Sie kutschierten hinaus, saßen eng aneinander, kamen im scharfen Trab übers holprige Pflaster ratternd gegen das Tor. Salvo zügelte jäh.

„Teufel! Ist der Galgenstrick wieder nicht auf dem Posten?!" Es knallte und lärmte. „Ich laß dich kassieren!"

„Was ist?" Der Schließer stolperte erschreckt aus dem Wachthaus.

„Obrist des dritten Regiments! Höllenkerl elender! Dir ist gestern angezeigt, daß ich heute früh aufs Land fahren will und läßt mich warten, Canaille?!"

„Entschuldigung, mein Obrist — es ist mir kein Befehl ausgefertigt — mein Obrist —"

„Schwatz nicht! Mach dein verdammtes Tor auf! Scher dich zum Teufel!"

Der Mensch flog untertänig, warf den Riegel zurück. Das Tor knarrte. Sterne und schieferne Helle glänzten vor ihnen. Sie rollten hinaus. Ein Peitschenknall in freie Weite — ein

wegwerfendes Lachen! Die Befreite lehnte ohnmächtig an der Brust des Mannes, klammerte sich fest — Salvo hätte den Arm um sie schlingen können. Hinter ihnen verirrte der Dreiuhrschlag von den Türmen.

Als frühmorgens das Unheil wie eine Kartätschenkugel in den armen Brigadier einhieb, als ein wütendes Lärmen über die Geflüchteten Polizei und Militär von Brescia alarmierte, trieben die Barken weitab von Salò durch den Sonnenschimmer zwischen Himmel und Meer Riva entgegen. Der Augenblick des Entkommens war glückhaft gewesen, aber hinter den wenigen Stunden Vorsprung würde die Macht der Verfolger auf Straßen und Brücken, an Stadttoren und Schlagbäumen lauern. Die Flüchtlinge waren von Gefahren umstellt. Vielleicht konnten sie ungefährdet bis zum nächsten Tag Trient erreichen, die erste Stadt unter bayrischer Vasallenhoheit des gnädigen Korsen — danach aber blieb jede Rettung Zufall. Kein Regent, kein Polizeidirektor, kein Gendarm würde das Glück verpassen, sich mit Menschenfang oder Mord vor dem allmächtigen Kaiser auszuzeichnen.

„Wir sind ohne Täuschung", sagte Salvo, „also gewappnet." Sie lehnten an der Brüstung der Barke gegeneinander. Er behandelte die Gefährtin, wie sie sich darstellte, als jugendlichen, fast knabenhaften Kameraden. Er hatte das Wesen des Verliebten, das er dem beobachtenden Brigadier mit Freuden vorspielen konnte, abgetan, dazu das bindende Du — und sie war ihm darin gefolgt, dankbar und ungläubig, wie es schien. Sein Blick blieb unbewegt, das Gesicht gelassen, die Stimme hart und tröstlich. „Wir werden hinter Trient die Städte meiden, bis Salzburg oder Linz, wo hilfreiche Freunde Sie erwarten. Wir werden mit eigenem Gaul, gejagt, ohne Rast, abseits der Heerstraßen kreuz und quer, die Reise treiben müssen,

bis Wagen oder Pferd auf der Strecke bleibt. Man darf nicht einen Atem lang unschlüssig sein. Auf keinen Menschen ist Verlaß — und die Karten aus Venedig taugen auch nicht viel. Wir stehen allein. Alle Umstände wollen uns ins Unrecht setzen — und wer unterliegt, hat unrecht."

In nächster Frühe hielten sie nach kurzem dörflichem Nachtlager vor der bayrischen Torwache zu Trient. Der Unteroffizier studierte Salvos Papiere hin und her, hielt sie gegen das Licht, betrachtete die Stempel. „Das Papier des Begleiters!" knurrte er unzufrieden.

„Mit einem Gepäckstück im Gardasee verloren", dolmetschte Salvo. „Baron Cölln heißt der Reisende, gebürtig aus Innsbruck, wird auf dem Polizeihaus zwei bekannte Bürger als Bürgen stellen."

Der Wächter wiegte den Kopf, ächzte dienstübersättigt und gab die Passiererlaubnis. Salvo kutschierte in den ersten behäbigen Gasthof, schickte das Pferd zum Posthof, ersuchte den Wirt um ein vertrauliches Gespräch und erklärte ihm das eilige Anliegen.

„Mein Begleiter ist eine Dame, Herr Wirt, aus altadligem Geschlecht der Stadt Romeos und Julias — ohne Papiere, bekenne ich offen, auch ohne gefälschte, die nicht mehr zu beschaffen waren. Sie wurde von einem Teufel von Oheim, der sie zur Heirat zwingen wollte, als Gefangene gehalten. Wir lieben uns. Ich habe sie entführt. Zum Teufel, Herr Wirt, man muß der Liebe in dieser lieblosen Welt zurechthelfen. Verkaufen Sie mir ein Pferd, einige Nahrungsmittel, Obst, Brot, gebratenes Fleisch, Wein und helfen Sie uns aus dem Tor gegen Bozen!"

„Herr Marchese —", der Wirt hatte sich den Inhalt der Papiere gemerkt und überschlug den möglichen Gewinn, „können Sie als Edelmann versichern, daß Sie mit unserer Regie-

rung auf gutem Fuß stehen — ich meine, auch mit der kaiserlich französischen? keine Spioniererei treiben, keine Konspiriererei, überhaupt keine Politik unter der Hand? Sie verstehen! Leute unseres Schlags helfen auch den Schurken in dieser schurkischen Welt nicht zurecht."

Salvo belächelte den lächerlichen Ehrenmann, versicherte von sich aus die Honorität aller Regierungen unbedingt und handelte klugerweise über die Kosten des erbetenen Liebesdienstes nicht. Der Wirt verschwand.

„Auch wenn der Strick meinen Hals scheuert, will ich die Wahrheit sagen." Halb hingewandt zur Freundin senkte er das Gesicht. „Ich lüge für Sie, nicht für mich."

Die Verfolgte stand hochgereckt. Sie hörte schon den einzigen Schrei „Nein!" in sich aufgellen — verharrte schwankend und schwieg. Sie verstand ihn, hielt die Augen geschlossen. Tränen zitterten zwischen den Wimpern.

Nach kurzer Weile hatte der Wirt die Geschäfte beendet, lud die Reisenden in den Sitz und kutschierte wie zu einer Spazierfahrt die Gassen aufwärts durchs nördliche Tor, rief den Wächtern einige Scherzworte zu, eine kräftige Einladung für abends an die Tränke und ließ die Peitschenschnur spielen, daß der Gaul galoppierend auf freier Straße ausgriff.

Salvo erfuhr in der lauten Unterhaltung des Wirts über die Wege und Abwege bis Bozen mehr, als er zu erfragen gewagt hätte, und vermochte nur mit Mühe endlich nach stundenlanger Fahrtstrecke den munteren Gesellschafter zur Umkehr zu bewegen. Der Wirt tätschelte abschiednehmend den Gaul, wünschte den Herrschaften gute Reise, fröhliche Hochzeit und empfahl sich für das Glück danach zu dauerndem Gedächtnis.

Die Welt war offen und bergeverriegelt, der Augenblick günstig und drohend. Nicht Klugheit oder Wagemut, nicht die Tat

entschied — das Gelingen lag im Zufall wie in einem Würfelbecher. Auf krausen Wegen durchs Etsch- und Eisacktal, durch die Tauernberge und den Pinzgau galt es Gefahren zu begegnen, die ihr Gesicht nicht zeigten, Verfolgungen, Verrätereien zu entrinnen und hinter dem Steinernen Meer über die österreichische Grenze zu entweichen. Aber Österreich —? Würde man die Getreuen in Österreich treffen?



Wolkenlos lächelte der Himmel. Ein Sommertag wuchs über den andern. Leuchtend stand die ewige Landkarte der Gestirne. Einsam hetzten die Flüchtigen unter der starren Erhabenheit der Berggipfel, an Felsschroffen, über Abgründe, zwischen blühenden Hängen, durch Geschlüfte, versiegende Rinnsale, Wälder und stille Dörfer. Sie verirrten sich und fanden zurecht, machten Umwege nach entfernten Gehöften, um Richtsteige und gesicherte Fährten zu erkunden, staken in der Wildnis fest und kehrten um. Ärmliche Menschen halfen tätig und ratend, Führer und Mitfahrende bisweilen oder gewitzte Burschen, die ihnen wie in heimlicher Verschwörung zugeneigt wurden.

Die Nächte abseits unterm Schutz befestigter Meierhöfe und im Heuschober einer Mühle waren heiß, dumpf und kurz. Es blieb den beiden keine Wahl: sie nahmen das Lager, das man ihnen bot, ruhten nebeneinander, gelähmt und gerädert vom Tag — horchten ihren verhaltenen Atemzügen und den Herzschlägen nach — lauschten noch im Entschlummern — und erwachten von einer Bewegung, einem Ruf im Schlaf oder wehen Seufzer.

Schon mit grauender Frühe lehnte Salvo hingestützt, versinkend im Anblick der Schläferin. Jede Linie des geliebten Antlitzes gehörte ihm — der Wangenschimmer des rosigen Lebens — das Hauchzittern der schmalen Nasenflügel — die Lust des kaum geöffneten Mundes — des Halses sanfte Pracht — o diese Lieblichkeit, Reife, Schelmerei, Zartheit, zum einzigen Bild verzaubert: alles gehörte seinem unersättlichen Wesen. Seine Wünsche stürzten in die verborgenen Gnaden der Frau — er mochte die Augen schließen und nur hintastend über ihre Hände streicheln, über Arme und Schultern, Gesicht und Wangen — um die Schlafende zum Weiterflüchten zu wecken.

Gleichmütig gegen Mühe und Strapazen lenkten sie aus dem Salzachtal an der Kitzbühler Alpenlehne hin zum Zeller See abwärts. Ein Rasttag war not. Hier würden sie ihn, nach erhaltener Weisung, wagen können. Im einsamen Zell beim Fährwirt, einem besessenen Franzosenfresser und Politisierer, mußten sie geborgen sein. Die Hänge überm See und fernen Gipfel lagen schimmernd im Abend, als sie zum Gasthof einfuhren. Nach Wunsch erhielten sie zwei Zimmer, gesottene Felchen als Nachtmahl, Brot und Wein, gute Pflege auch für den zerrackerten Gaul.

Der Wirt ging ab und zu, bediente sie und äugte, brachte bei halber Dämmerung Lichter, stellte einen neuen Krug Wein

hin — beobachtete und verzog sich wieder — kam breit an ihren Tisch — schmunzelnd — „Lady Spencer-Smith — Marchese Salvo —?!"

Sie schraken auf und erblaßten.

„Entlarvt! Selbst verraten!" lachte er schallend und gebär-



dete sich unklug. „Kapitulation auf Anruf! Wie seid ihr durchgeschlupft, Menschen?! Von Trient zum Joseph Kaiplinger! Der kein Verräter ist! Zum getreuen Kaiplinger Joseph am See?! — Da!" Er riß eine Zeitung, zurechtgeknifft schon, aus dem Wams, hieb sie vor Salvo auf den Tisch. „Stimmt's? — Neue Post aus Trient — neue Schurkereien aus Allerwärts! Ein Mordssteckbrief — gleich in drei Sprachen verkauderwelscht! Die Staatsgefangene Lady Spencer-Smith — Frau des englischen Gesandten, aus Wien gebürtig, von Stuttgart flüchtig, blond, rund, blauäugig, mit ebenmäßiger Nase — eine französische Staatsgefangene!" Er lachte unbändig. „Dazu der Marchese Salvo von Sizilien — grad wie er ausschaut, in den Steckbrief gemalt — der eine Staatsgefangene befreit hat! Der für den Herrn Vizekönig, will sagen für den Galgenstrick reif ist! — Und wer die beiden greift, lebendig oder tot — im Königreich Italien, in Bayern und Österreich — soll ein Edelmann sein, der Hundsfott! — Steht alles säuberlich gedruckt, was? — Steht nur nicht gedruckt: daß mir keiner den gloriosen Kaiser Napoleon anspeit!"

Sie hatten beide gelesen, hastig, Kopf an Kopf. Salvo sprang auf, streckte dem Hünen, dessen Sprache er nicht verstand, die Hand hin wie zum Bündnis auf Schutz und Rettung. Sie standen, die Fäuste umeinander, Blick in Blick.

„Zwei Stunden noch ist keine Gefahr, vielleicht drei!" Kaiplinger nahm den Stuhl, rückte heran, beugte sich über den Tisch. „Sie marschieren wieder im bayrischen Land — die Bataillone des Korsen! Scharmutzen und manövern den Frieden 'raus! Weiß keiner, wohin der Krieg fallen soll! Die Quartiermacher sind da, vorabends, in Zell, Kaprun, Piesendorf, bis Walchen hinauf. Vor Mitternacht wollen die Horden einschwärmen, daß uns hier die Luft mangeln wird. Ihr müßt über den See —"

Lady Spencer dolmetschte. Die Worte flatterten.

„Drüben —", Kaiplingers Stimme duckte hart, „in der Einsiedelei über Thumersbach seid ihr aus der Menschen Händen — ist Frieden und Sicherheit hoch oben! Mein Freund Einsiedel herbergt euch um ein Gottvergelt und christlich Almosen. Ich bring euch hin zur Nacht, schaff euch den Gaul und das Wägelchen über, morgen oder anderntags, wie ihr wollt —"

Sie besprachen sich, vom Wein ermuntert. Die Kerzen brannten herab. Sie folgten dem starken Helfer hinaus. Lautloser Ruderschlag trieb den Kahn durch den Sternspiegel des Sees. Und ihre Unrast versank im ruhenden Glanz des Unendlichen über ihnen — —

Der Morgen empfing sie mit dem Gotteslied des Einsiedels, friedlichem Kuhglockengeplunker und kriegerischem Getrommel fern herüber von Zell. Sie stiegen hinter der Einsiedelei einen Geißpfad hinauf, lagerten sich auf heller Matte über der Welt, in Duft und buntem Gesprenkel von Nelken, Quendel, Enzian, Krauseminze, Rosmarin. Durch die Sonnenweite des Friedens warf der Frühwind Fetzen lustiger Musik. Unten in Feld und

Wiesen, vom Südufer gegen die Salzach zirkten, krochen und kapriolten Kolonnen und bunte Linien.

Salvo ruhte hingestützt zu den Füßen der Kameradin. Sie feierten den Tag Geborgenheit, in eigener Stille versinkend. Während der verwichenen Tage waren sie einander freund geworden, hatten Geschichten und Begebenheiten ihrer Leben ausgetauscht. Andere mögen danach füglich vor den Altar treten, dachte Lady Spencer, damit jeder den Erwählten und sich selbst hinterher tröstlich oder schaudernd erkennt — und wir?

„Salvo —", sie zögerte einen Atemzug, „ich habe Sie getäuscht!" Hart und klar fiel das Wort.

Er hob das Gesicht. Die schwarzen Augenbrauen rundeten sich. Er lächelte.

„Ich weiß, mein Freund — verspätete Beichte ist unehrlich und fordert doppelt Strafe. Aber das Geheimnis, das ich verbergen mußte, ist ohnegleichen. Jetzt kann ich Sie nicht länger belügen, Salvo — Ihre edle Tat beschämt mich zu tief! Ich muß vor Ihnen bekennen — und wenn Sie sich danach von mir abwenden, weil ich Ihre Rettung bislang erschlichen habe, so treffe mich das verdiente Unheil!"

Er saß aufgerichtet, horchte verwundert und erwartend.

„Bevor ich bekenne, hören Sie eine Geschichte, die gleichsam die abscheuliche Grimasse unserer eigenen ist — auch wenn sie mein allzu langes Schweigen nicht zu entschuldigen vermag. Sie wissen, daß nach dem Sturz des Königtums in Frankreich ungezählte Königstreue nicht hingemessert wurden, daß sie auch unter der Trikolore und Bonapartens Adlern künftiger Zeit harren, tätig und duldend, ohne Wanken mit unsäglichen Leiden, Heldentaten und Verbrechen. Man hat Kriege gegen sie geführt, Schlachten und Überfälle geliefert. Man hat sie aus-

gerottet, dreizehn Jahre oder länger, die Chouans, wie sie sich nennen, die Nachtkäuze — trotzdem leben sie und werden leben!

Aber die Geschichte des Grafen Aché haben Sie nicht erfahren, Salvo. Sein Schicksal ist kein Jahr alt. Er war ein Edelmann des Herzens und Charakters, ein altmodischer Mensch künftiger Ideale meinetwegen — gewiß ein Unzufriedener dieser Zeit und ewiger Revolutionär. Er revoltierte gegen Bonaparte — er würde ebenfalls gegen den König, dem er jetzt diente, dereinst gekämpft haben. Hat nicht auch Bonaparte in der Revolution gestanden und endlich gesiegt? Graf Aché siegte nicht, denn er kämpfte nur für andere. Er scheiterte an seiner Anständigkeit, nicht am Gegner.

Die ehrliche Verschwörung der Nachtkäuze stellte sich wieder einmal als schamlose Banditerei dar. Vielleicht waren die Kassen des Komitees zu London leer, vielleicht war man der heimlichen Schiffsverbindung nach England auf der Spur. Aché verlor die Gewalt über seine Anhänger. Sie raubten öffentliche Gelder, überfielen die Geldtransporte der Post, scheuten nicht mehr vor Brand und Mord. Der Graf verzweifelte, und wieder stürzten Himmel und Erde zusammen. Er trennte sich von den Verrätern und ächtete sich selbst. Fouchés Gendarmerie säuberte die Wälder von Falaise und Saint Lô, packte in die Schlupfwinkel der Chouans. Die Gräfin Combrai auf Schloß Donney und ihre Tochter Madame Acquet verbargen den Verfolgten. Der Kopf der jungen Tochter fiel unterm Beil, die Mutter wurde zu zwanzig Jahren Kerker verdammt. Aché entkam, flüchtete in die Bergwälder der Normandie, lebte wie ein Tier, schlief nachts auf Bäumen. Er rettete sich ans Meer, versuchte verzweifelt, auf kleinem Boot England zu erreichen. Das Unglück blieb ihm verbündet.

In letzter Stunde entsann er sich der Marquise von Lannion. Sie waren beste Freunde gewesen, hatten sich geliebt, vor Jahren, und wieder getrennt — sie waren nur durch alltägliche alberne Dinge geschieden worden. Er traf sie in ihrem Landhaus bei Caen, nahe dem Meer. Unerwartet überwältigte ihn das Glück mit dem Geschenk der Rettung. Er war geborgen, unterm heroischen Schutz der tapferen Frau und hinabtauchend aufs neue in die früheren Freuden ihrer Liebe.

Ja — die Marquise von Lannion stellte ihr Leben vor den Freund. Wie soll man ihr Handeln schildern? Bis nach Paris wagte sie sich, in die Zirkel der geheimen Polizei, um zu kundschaften. Und als sein Versteck nicht mehr sicher schien, warb sie Schifferknechte zur nächtlichen Überfahrt nach England, schwur dem Geliebten baldige Nachfolge, beteuerte, ihre Güter zu verkaufen, ihm fürs Leben zu gehören — und gab ihm einen bewaffneten Führer auf den Weg.

Nachts im Wald, nahe der Küste — Aché ritt voran — an verabredeter Stelle erschoß der Begleiter, ein verkleideter Gendarm, den Betrogenen hinterrücks. Ein Rudel Gendarmen war augenblicks um den Gestürzten. Er lebte noch. Sie feuerten auf ihn ein — sie zerfetzten noch den Toten mit ihren Kugeln.

Die Marquise von Lannion — ich vergesse das schauerliche Weib nicht mehr — hatte den Geliebten an den Polizeiminister Fouché verkauft. Das war ihre Pariser Kundschafterei gewesen. Hunderttausend Franken hatte sie gefordert — bis sechzigtausend konnte er bieten, denn Bonaparte ist generös, wo es sich verlohnt. Sie stimmte dem Angebot zu — es blieb immer noch ein gutes Geschäft —"

Die Erzählerin sprach nicht weiter. Unschlüssig stand sie auf — hob den Blick und straffte sich. „Salvo —", sie streckte ihm die Hand hin, wankend vor seinen unbewegt forschenden

Augen, „Bonaparte verfolgt mich zurecht. Ich stehe im Dienst des Londoner Komitees, habe im Schutz der englischen Gesandtschaft zu Stuttgart Geldzahlungen vermittelt und gegen den Vernichter Europas konspiriert. Wäre ich ein Mann, ich würde ihn anders treffen. Ich bin nach Venedig gekommen, um mit den Insurgentenführern Italiens zu unterhandeln — man hat mich vorher verraten! Das ist alles. Tausend Worte hätte ich für meine Verteidigung — zu meiner Entschuldigung keins."

„Lady Spencer", Salvo ergriff die suchende Hand nicht, „ich erinnere Sie — ich bin kein Richter. Ihre Schuld oder Nichtschuld beirrt mich so wenig wie des Kaisers Unrecht oder Recht. Ich rette Sie, weil mich eine Gewalt in mir zwingt — Napoleon bestaune und verachte ich. Da ich Ihnen zu Ihrem Heil den augenblicklichen Abschied gelobte, sobald Sie in Sicherheit sein würden — muß ich das Gelöbnis einlösen."



„Nein!" Sie fiel hilflos gegen ihn. Er hielt sie mit einem Arm umschlossen. Erstarrt blieben sie so — gelöst vom unendlichen Bildwerk der Erde tief unten — schwankend zwischen Hingabe und Verzicht, zwischen Schmerz und Wonne. Dann lockerte sich sein Arm, unmerklich — ihr Gesicht sank vornüber. Sie gingen nach der Einsiedelei hinunter, schweigend Hand in Hand.

Um Mitternacht brachte der Einsiedel, der Gottes Dienst in hilfreicher Tat übte, die Flüchtlinge auf verlorenem Steig über

die bayrische Grenze. Wagen und Pferd mochte der getreue Kaiplinger als Lohn behalten. In Salzburg schon würde ihnen bei einigem Glück Schutz werden — spätestens am übernächsten Tag. Der Führer wies ihnen im Frühnebel den Weg tälerhinauf, beschrieb geheimen Pfad und Übergänge, Abstieg der Wasserfährte und sichere Unterkunft. Vom dargebotenen Geschenk nahm er dankbar ein kleines Almosen und gab obendrein den frommen Segen zum Abschied.

Den Wandernden wurde die Steigung mit jeder Stunde erhellter. Frei von Hast und Fährde der verwichenen schlimmen Tage lag die letzte Wegstrecke. Österreich mußte sie schirmen — die Treue der Heimat — der Biedersinn von Hunderttausenden —! Salvo sah und fühlte das fremde Land, wie es die Freundin heimverlangend geschildert hatte. Das Gelingen seiner Tat konnte ihm hier nicht mehr entwunden, die Rettung nicht zerstört werden. Man würde für die Tochter des Barons Herbert, des Gesandten in Konstantinopel, Schutz gegen jede Verräterei wissen. Aber wog am Wiener Hof Österreichs Internuntius bei der Pforte schwerer als ein leisestes Wort des Franzosenkaisers? — Graz?! — In Graz war sie geborgen — und in Graz wartete der Abschied —!

Sie fanden den vom Einsiedel gewiesenen Unterschlupf unweit eines Dörfchens, ein Gasthaus, winklig unter überhängenden Fels geklebt und sich im sinkenden Licht sonnend. Die Wirtsfrau hörte kaum die Grüße vom Kaiplinger am See und stand ihnen schon mit eifriger Sorge im Bündnis. Gleich schmorgelte und duftete die Küche, das Nachtlager wurde gerichtet und gerüstet. Erwartete Gäste würden keinen besseren Willkomm finden. Wohltat der Heimkehr umgab als stiller fröhlicher Frieden die Flüchtlinge.

Sie hatten sich erfrischt und liefen noch vor der Mahlzeit wie

scherzend die Stiegen hinter der Hausung zum Kuppenfels empor. Sie saßen hier unter Tannen in freier Sicht, goldbeschienen, von den Feuerspitzen des Hochkönigs gekrönt und merkten nichts von den Beobachtern, seitlings auf dem Schlängelweg unter ihnen, von den drei Grünröcken, die neugierig und bedrohlich zu warten schienen, sich besprachen und nun behutsam anmarschierten. Ein Lachen weckte die beiden Weltverlorenen — ein Pfiff schwitschte zu ihnen herauf. Sie rührten sich nicht. Flucht würde gewiß Jagd und Abschuß werden. Sie ermunterten einander, erinnerten sich an die verabredeten Rollen und empfingen die Heraufkommenden unbeschwert und heiter.

„Die gesuchten Reisenden aus Wien — sicher mit gutgefälschten Papieren bewaffnet!" Der Anführer, ein Wachtmeister, hielt breitbeinig hart vor ihnen.

„Es ist leider nichts!" Lady Spencer lächelte vergnügt. „Die armen Papiere sind mit allem Gepäck im Zeller See ertrunken."

„Keine Papiere?" Er triumphierte hämisch. „Man wußte es. Ein Frauenzimmer sozusagen in Mannshosen, das man kennt — das hochgeborene Frauenzimmer — Prinzessin Trieben-Arnfels aus Wien mit dem Entführer Buchhändlersgehilfen König, der kein König ist — he?!"

Die Verfolgte erstaunte im spaßigen Erschrecken — lachte überrascht heraus. „Eine Prinzessin wurde von einem König entführt, Herr Wachtmeister? Aber was haben denn wir mit dem Märchen zu schaffen?!" Sie dolmetschte Salvo das alberne Unglück.

Der Gendarm raunzte beleidigt, befahl Ernsthaftigkeit — eine Verhaftung sei keine Schäkerei — man sei bereits verhaftet und habe nur zu folgen, das heißt voranzugehen!

Sie wandte sich gegen ihn, erregt. „Stephanie von Herbert bin ich, Tochter des österreichischen Internuntius zu Konstantinopel — auf der Reise aus der Schweiz nach Wien! Mein Begleiter und Reisemarschall hier Francesco Capponi, ein Italiener, Freund unseres Hauses —!"

„Verhaftet —! Beide —!" Der Wachtmeister machte dienstlichen Lärm, drohte und fluchte.

„Hören Sie! Wir werden uns ausweisen! In Salzburg, Herr Wachtmeister! Stephanie von Herbert — Francesco Capponi!"

„Voran!" donnerte er, „man wird sich überzeugen! Straße nach Salzburg über Bischofshofen!" Die Gendarmen hatten blank gezogen. Sie gingen.



Wie ein Wirbel durch wenige Minuten war das Unheil über sie gestürzt. Der lächerliche Zufall herrschte souverän. Salvo ging zwischen den Gendarmen, hinter ihnen auf Steinwurfweite marschierte der Wachtmeister neben Lady Spencer. Man verhütete die gefährliche Möglichkeit der Verständigung des verbrecherischen Buchhändlersgehilfen König mit seinem hochgeborenen Opfer. Die Reisesäcke hatte man den beiden aufgeholfert und ihnen zur Vorsicht die Wanderstöcke abgenommen, auch den Hungrigen die erquickliche Abendmahlzeit nicht mehr verstattet. Die Gefangene erzählte dem Anführer zur Belohnung fröhliche Geschichten aus der Wiener Hofhaltung, die ihn von Glück und Bedeutung des gemachten Fanges vollends

überzeugten, lachte dazu, um Salvos Gedanken zu erheitern, der schweigend und stolz hinschritt, an der Menschen Sprache und Vorhaben ratend und deutelnd.

Das stundenlange Verhör um Mitternacht in Bischofshofen verhalf weder den Erschöpften zur Freiheit noch dem Polizeiherrn zu jener Einsicht, die noch über dienstlicher Vernunft ist. Der Gendarmerieleutnant nutzte die Gelegenheit, sein kriminalistisches Talent zu fördern und den Wiener Hof an sich zu erinnern. „Ich begreife, Erlaucht", beteuerte er, „selbstverständlich müssen Sie bestreiten, Prinzeß Trieben-Arnfels zu sein. Die Tatsache Ihrer blonden Haare und der schwarzen Ihres Entführers wie auch der sonstigen Ähnlichkeiten gilt Ihnen als Beweis nichts — mir alles. Weshalb sollten Sie also nicht die gesuchte Prinzessin sein, frage ich. Ihr Steckbrief, Erlaucht, bekundet in jeder Zeile die Wichtigkeit Ihres Falles. Ich bürge den Herrschaften zu Wien für Ihr Wohlergehen. Natürlich habe ich in erster Linie Ihren Verführer abzuliefern. Er geht einem schrecklichen Gericht entgegen. Den alten Kniff, unsere Sprache nicht zu verstehen, wird man ihm höheren Orts austreiben. Ich bin glücklich, diesen Abscheulichen zur ausschließlichen und vollkommensten Bestrafung ausliefern zu dürfen. Er hat ein Kapitalverbrechen begangen: eine Hofpersönlichkeit umgarnt und entehrt. Das peinliche Gericht ist ihm sicher — der Strick desgleichen."

„Wie Ihnen die nötige Beförderung, Herr Leutnant", beschloß Lady Spencer. „Gute Nacht! Bekümmern Sie sich um mein Wohlergehen und tun Sie Ihre Pflicht, damit meiner Entehrung gesteuert werde."

Die Gefangene wurde aufs beste gehalten und versorgt. Sie konnte einige Stunden ruhen und fand am Morgen einen angenehmen gepolsterten Wagen zur Reise nach Salzburg.

„Heute werden Sie mit meiner Gesellschaft fürlieb nehmen müssen, Erlaucht." Der Leutnant sprach aus ehrlichem Soldatenherzen ohne Spott. Sein Gesicht strahlte rund und festlich gerötet. Er hatte sich wie zu einer Staatsvisite herrichten lassen. „Ich hoffe, die Unterhaltung eines Buchhändlersgehilfen noch aufbringen zu können — der Monsieur König wird zu Fuß transportiert werden. Sie scheinen darum nicht erzürnt zu sein, Erlaucht — was mich sehr glücklich macht. Sie lachen sogar!"

„Weil ich den Freund in Salzburg wiederfinden werde."

„Darüber entscheidet der Generalpolizeimeister, Erlaucht."

„Er wird menschlicher als Sie entscheiden, bester Herr Leutnant."

So fuhren sie an der stürzenden Salzach und von Golling durchs mächtig aufriegelnde, schimmernde Tal nordwärts, einen blühenden Tag lang. Die Gefangene schaukelte zwischen Heiterkeit, Wehmut und Ungeduld. Die Feste Hohensalzburg lag steinern prächtig lange im Nachmittagsglanz, und die wunderliche Fuhre knarrte und knierte endlich ans Ziel. Der Leutnant verabschiedete sich von der hochmögenden, gnädigen Dame, um die Meldungen zu besorgen. „Gehorsamer Diener!" beteuerte er.



„Sie leben bei mir im dauernden Gedächtnis, mein Herr Leutnant."

Lady Spencer wurde nach kurzer Wartezeit in einem wohn-

lichen und verriegelten Raum, durch dessen vergitterte Fenster ihr der verlockendste Blick auf Stadt, Fluß, Tal und Bergketten gehörte, vor den Generalpolizeimeister geführt. Ohne Beisitzer und Schreiber empfing er sie, ließ auch den begleitenden Sergeanten abtreten, lud gefällig zum Sitzen und nahm die Feder zur Hand. Österreichs mühevoller Adel, dachte sie — österreichischer Offizier, im Beamtendienst gebeugt und ermüdet!

„Madame", sagte er fremd, „Sie behaupten, Stephanie von Herbert zu heißen, Tochter des Internuntius Herbert in Konstantinopel zu sein."

„Herr Polizeimeister, würden Sie den General Grafen O'Donnell bitten, daß er die Angabe bezeuge. Er kennt mich von Wien her."

„Der General ist nach Linz kommandiert worden, Madame."

„So wird Ihnen Fürst Parr mit einem Zeugnis zur Verfügung sein."

„Fürst Parr lebt wieder in Wien. Sie haben Unglück bei mir, Madame — nachdem Sie zu Ihrem Glück gestern einem hoffnungsvollen Teufel von Leutnant in die Hände gefallen sind, der Sie für die abenteuernde Prinzeß Trieben-Arnfels und Ihren italienischen Reisemarschall für einen Wiener Buchhändlergehilfen hielt."

„Sie sind also überzeugt, Herr Polizeimeister, daß ich Stephanie von Herbert bin."

„Madame, es gehört nicht zu meinen Obliegenheiten, überzeugt zu sein. Ihre Papiere schwimmen im Zeller See, nicht wahr? Es ist mir lieb — so komme ich nicht in Verlegenheit, die Papiere für gefälscht zu halten. General O'Donnell mag entscheiden — an seiner Treue zu Ihnen wird es hoffentlich nicht fehlen. Sie werden noch in dieser Stunde nach Linz reisen. Zwei Sergeanten begleiten Sie. Erklärt der General Ihre An-

gabe für wahr — handeln Sie zuvor unter vier Augen mit ihm — so sind Sie frei. Im andern Fall wird man Sie hierher zurückschaffen müssen."

Lady Spencer spürte in dem wunderlichen, mürrisch verqueren Beamten einen hilfsbereiten Menschen. Sie bat, die Ankunft ihres Reisebegleiters aus Bischofshofen abwarten, ihn nach Linz mitnehmen zu dürfen.

„Man wird Ihnen den Diener nachschicken, sobald die Sergeanten allein hier wieder eintreffen."

„Ich bin dem vertrauten Menschen höchsten Dank schuldig, Herr Polizeimeister, möchte ihm die Ungewißheit über sein Geschick abkürzen —"

„Madame —", der waltende Polizeiherr öffnete die grauen Lider weit, „wir verstehen uns nicht recht." Jedes Wort kam ruhig und hintergründig. „Sie haben eine Schwester, Madame — Anina von Herbert, vermählt mit dem englischen Diplomaten Spencer-Smith, die Ihnen gefährlich ähnelt. Der Kaiser der Franzosen fahndet nach Ihrer Schwester — um jeden Preis — das bedeutet: Napoleon ist zur Zeit allmächtig wie das Geschick über uns, aber ohne Barmherzigkeit. Falls man Ihrer Schwester habhaft werden sollte, ist sie verloren. Madame, man könnte Sie mit der Gesuchten verwechseln. Man könnte desgleichen Ihren Vertrauten für jenen Marchese Salvo halten, der Lady Spencer im letzten Augenblick aus dem Zugriff des französischen Kaisers ritterlich — will sagen staatsverbrecherisch befreit hat. Eilen Sie nach Linz, Madame — meine Polizei sichert Sie. Graf O'Donnell kennt Sie, ich zweifle nicht — er wird Ihnen zur Weiterreise jedes gewünschte Papier verschaffen — wie auch Ihrem Freund — nicht wahr, Madame, wir verstehen uns doch?!"

Lady Spencer stand wie betäubt und vom taumelnden Ge-

fühl zwischen Dank und Beschämung überwältigt. Sie vermochte nur zu stammeln — Worte ohne Verkleidung — griff jäh nach der Hand des gütigen Menschen und küßte sie. Er schien es nicht zu bemerken — er gab die Anordnungen zur Abreise im dienstlichen Ton und wünschte mit gemessener Verbeugung wie nebenhin Glück auf den Weg. Aber als sie an der Tür zurückschauend das Gesicht des Helfers mit letztem Blick hielt, grüßten seine Augen im geheimen Verbundensein — —

Unversehens war Salvo auf dem abendlichen Tannenfels im Angesicht des Hochkönigs von der Freundin, der Geschirmten und Geliebten, getrennt worden. Dem versessenen Polizeileutnant in Bischofshofen hatte er sich auch mit einfachsten italienischen Vokabeln und untermalenden Gebärden nicht verständlich machen können. Die Handfesseln auf dem Transport nach Salzburg nahm er ohne Widerstand als eine der üblichen Albernheiten und Auszeichnungen.

Eine stickige, verschmutzte Zelle auf der Feste Hohensalzburg herbergte ihn jetzt. Die Wächter brachten wollene Decken, genießbares Essen, hatten gemütliche Gesichter und sprachen ihm mit dem Herzton zu. Man hielt ihn offenbar nicht mehr für den Verführer oder Verführten der Prinzessin aus Wien — aber man verhörte ihn auch nicht durch den Dolmetsch. Er wartete, Gedanken und Verlangen stündlich auf die einzige gerichtet, um deren Geschick seine Besorgnis grübelte und bebte. Sie mußte schon geschützt und geborgen sein — weshalb verkerkerte man ihn noch?

Die fünfte Helle hing oben in der Gitterluke. Er dachte an die Geschichte der Marquise Lannion und des unglücklichen Aché, die sie ihm vor ihrer Beichte hoch überm Zeller See erzählt hatte. Er zerforschte wägend jene Begebenheiten und seine eigenen dagegen — mußte die Augen vor den schändlichen

Wänden ringsum schließen, mußte sich zum Gleichmut vorm Schimpf der Gefangenschaft überwinden und haderte gegen sich selbst, weil er bei der Verhaftung als Feigling gehandelt habe —

In sechster Frühe brachte man ihn zum Verhör. Nur einen Sergeanten fand er in der winkligen Schreibstube — den Dolmetsch daneben — auf dem Tisch Bündel und Stock, die Pistolen und seine beiden ledernen Geldbeutel.

„Francesco Capponi — im Dienst der Baronin Stephanie von Herbert zu Wien — ?? — Sie sind frei.“

Er horchte ungläubig — verbeugte sich.

„Ihre Herrschaft erwartet Sie zu Linz im Haus des Grafen O'Donnell, befiehlt Ihnen auch, unverzüglich mit Eilpferden dorthin zu kommen. Eine Bescheinigung über Ihre Person, gültig nur drei Tage, ist Ihnen hiermit ausgefertigt. Nehmen Sie Ihr Eigentum — zählen Sie die Barschaft nach — unterschreiben Sie das Papier!“

Zwei Tage ungezügelter Freude, über die der Schmerz seine breite Schwinge hinschlug, waren ihm beschieden. Er hatte den Flüchtling innerlich wie äußerlich abgestreift. Er reiste in vollkommener Freiheit durch fremdes Land — er reiste in lauter Unwirklichkeit, ohne Aufmerken für Zeit, Landschaft und Menschen. Sein Sinn torkelte, sein Blut stürmte triumphierend. Er hatte gesiegt! Die Verfolgte war vor der Faust des Korsen, vor der Kleinlichkeit des Giganten und dem Jammer irdischer Allmacht gerettet! Hundertfältig erlebte er die Sekunde des Wiedersehens, den entzückten Glanz ihres Gesichts, ihre überstürzenden Worte, von Lachen und zärtlichem Dank untermischt. Dahinter stand schreckend der Abschied!

Man fertigte ihn auf der Diele des fremden Hauses zu Linz ab. Der Diener wahrte Abstand vor dem Eindringling und

ersuchte, zu warten. Salvo erwachte in die Wirklichkeit. Er besann sich und horchte — er hörte nicht das seit Tagen erklungene Lachen, den freudigen Aufschrei nicht und die eilenden Füße. Lady Spencer kam schweigend, sich mit beiden Händen haltend, die Treppe herab — bleich und verzehrt — nur ihre schimmernden entrückten Blicke flogen ihm zu. Er küßte die nach ihm tastenden Hände. Sie lächelte und fiel gegen ihn, den Arm um seinen Nacken stützend. So geleitete er sie in einen Stuhl, ohne Wort und Gruß.

Nach Minuten begann sie ihren Bericht — erschöpft vom Wiedersehen in diesem Unsal der Liebe. General O'Donnell hatte den Namen Baroneß Stephanie von Herbert vor den beiden Sergeanten bestätigt und ihr inzwischen eigenhändig zwei Pässe mit Militärstempel ausgefertigt, lautend auf Hofdame Anny von Marnegg und Kaufmann Francesco Capponi aus Syrakus. Bereitwillig hatte er ihr die Gastfreundschaft gewährt, auch die Tat des jungen Marchese Salvo lobend gewürdigt, dessen Bekanntschaft er jedoch ablehnen müsse — am Ende aber gebeten, die Weiterreise nach Graz nicht über Gebühr zu verzögern.

„Am österreichischen General O'Donnell wäre mehr verloren als am Landedelmann Salvatore Salvo aus Sizilien", bestätigte Salvo. „Wir verdanken dem General Ihre Rettung — seine Bitte ist uns heilig. Mit Sonnenaufgang verlassen wir Linz."

So fuhren sie — zwei Menschen, von der Liebe erwählt und verstoßen. Sie knieten in Gedanken voreinander — hüteten die Worte, versunken in Zärtlichkeit des Gefühls und schluchzender Qual — wissend voneinander, als wäre ihr Glück hundertmal in Jubel und Gestammel ausgebrochen —: ein einziges Wesen die beiden und zu zwei Teilen zerrissen! in zwei Leiber lebend verdammt!

Es war eine Sonnenuntergangsstunde im vollerblühten Frühling. Das Gefährt hielt vor einem Landhaus am Hang des Rosenbergs. Um den Schloßberg unter ihnen, über die Dächer von Graz brandelte die Lichtglut des sinkenden Tags. Lady Spencer stieß im Halten den schweren Kutschenschlag auf. Sie war schon draußen, hineilend durch den Garten. Salvo sah ihre Gestalt zwischen Beeten und Gebüsch verschwinden und sank im Sitz zusammen, vor sich starrend und sich im letzten Kampf wappnend gegen den Schmerz des Abschieds.

Anstürmende Schritte weckten ihn. Der Hofmeister der Knaben wankte wie ein Berauschter mit Ausrufen und Gebärden. Das Gesicht war tränengefeuchtet, er schluchzte in Freude. Salvo nickte ihm zu, mit blutlosem, erstarrtem Gesicht, gab ihm die Hand, erhob sich aus der Kalesche, ging neben ihm, der fragend und berichtend sich nicht fassen konnte, und schritt wortlos und aufgerichtet durch den Garten über die zerwetzten Steinstufen ins Haus.

Er trat in einen weißen, von Sonne flimmernden Raum. Er sah nichts. Die Hand des getreuen Menschen schob ihn und schloß die Tür. Er erkannte jetzt die Geliebte, wie sie wenige erwartende Schritte gegen ihn tat — ihn anlächelnd durch qualvolle Angst — neben ihr die anschmiegenden kleinen Knaben. Er hörte die scheuen, dankenden und stockenden Stimmen der Kinder — fühlte die zarten Häupter und streichelte die Gesichtchen, seine Augen nicht mehr vom geliebtesten Antlitz wendend —

Sie versanken mit den Blicken ineinander und hielten sich jäh umschlungen. „Anina — Anina — Anina —!" Die Stimme erlosch — der Atem zerflatterte. Seine Lippen küßten über ihre Stirn, über die Lider und Wangen. „Ich liebe dich — und fliehe vor dir! — Flüchte über Triest — übers Meer — nach

Sizilien — heimatlos auf meinem Fleck Erde! Anina — wir lieben uns bis zum Tod — getrennt auf ewig! Gottes Himmel schaudernd über uns! Lebe wohl!" Er küßte ihren Mund wie betäubt — und riß sich los — stand noch wie gefesselt an der Tür, schwankend und geisterhaft.

Sie brach in die Knie. „Salvatore — bringe mich nach England! Nach London — geh mit! Ich will frei werden für dich — bleibe — bleibe bei mir — bleibe —" Sie verröchelte.

„Mein Schwur —! Keinen Lohn, keinen Dank —!" Seine Worte ächzten. „Nein — nein! Aber die Kinder, die vaterlos werden müßten —! Der Vater — dem ich die Kinder rauben müßte — aus dem Unheil unserer Liebe, Anina! Der ich voll Schuld würde und die Schuld nie büßen könnte —! Ich liebe dich — —!"

Seine Augen schlossen sich im Krampf. Er tastete flüchtend hinaus. Ihr Schrei gellte schaurig und zerreißend. Er strauchelte. Hinter ihm die Schreie stießen und schnitten wie Messer in sein Herz. Er taumelte durch lauter Finsternis hinunter.



BEGEGNUNG MIT DEM GRIECHISCHEN GEIST

VON OTTO HEUSCHELE

Mit Fotos griechischer Bauwerke und Landschaftsbildern

Jeder sei auf seine Art ein Grieche, aber er sei es!
(Goethe)

Es ist etwas Wunderbares um die Lebenskraft, die von Griechenland ausgeht. Seit mehr als zwei Jahrtausenden bewegt und beeinflußt die ewige Kraft des Griechentums die europäische Kultur, und es ist kaum daran zu zweifeln, daß auch in der Zukunft die Menschen und die Völker sich immer wieder Hellas zuwenden werden, um an den großen Werken, die das hellenische Volk geschaffen hat, wie an seiner Lebensform selbst, Maß und Norm für ihr eigenes Leben abzunehmen. Und wir dürfen ohne Überheblichkeit sagen, kein Volk Europas hat so wie das unsere die Begegnungen mit dem Griechentum als ein wahrhaftes Schicksal erfahren, keines versenkte sich so tief in das Wesen des Griechentums, keines gab so große und umfassende Deutungen, in keinem erwachte die griechische Seele so rein wie im deutschen Volk. Das ist kein Zufall, sondern der Ausdruck einer großen Verwandtschaft, einer Wahlverwandtschaft. Die deutsche und die griechische Seele erkennen sich in diesen Begegnungen wieder und erfahren darin den Ursprung aus der gemeinsamen nordischen Rasse.

Zurückblickend auf die Jahrhunderte und Jahrtausende erkennen wir heute, daß mit der Geburt Griechenlands und des



Aufn. Walter Hege (Gerlach)

Olympische Landschaft. Blick in das Tal des Alpheios, im Vordergrund die älteste olympische Kampfstätte mit dem heiligen Hain, dahinter links im Wolkenschatten das heutige Dorf Olympia und im Hintergrund die arkadischen Berge

griechischen Lebens die Geschichte Europas, unseres Europas beginnt; dieses Werden freilich als ein langsames, Jahrhunderte umspannendes Wachsen begriffen. Vor dem dunklen Hintergrund der asiatischen Welt stehend, erwacht Griechenland und mit ihm Europa. Wie ein junger Morgen berührt uns immer wieder dieses wunderbare, alle Formen menschlichen Daseins umfassende und zu seltener Blüte treibende Leben. Von den großen Epen Homers bis zu den Tragikern, von den ersten Gedanken eines Thales oder Heraklit bis zu den großen Dialogen Platos, von den Tempeln der Akropolis und den Bildwerken des Phidias bis zu den letzten Grabmälern, von den frühesten Sagen bis zu den Zeugnissen griechischen Heldentums in den Werken der Geschichtsschreiber, von den Wettkämpfen der altgriechischen Olympiade bis zu dem heldenhaften Untergang der letzten Griechen im Kampf für ihr Vaterland schließen wir alles Leben dem großen Begriff des Griechentums ein. Und diese Epoche des Griechentums müssen wir immer als die Morgenstunde Europas betrachten. Immer wieder kehrten die Völker zu Griechenland, wie zu ihrer eigenen Jugend, zurück, immer neu erwachte in den Völkern und besonders in dem unsern die Seele Griechenlands; es ist, als könne diese große Seele, die sich im griechischen Leben und besonders in der griechischen Kunst eine unsterbliche Gestalt schuf, nicht zur Ruhe kommen.

Wir wissen, wie das Römertum vom Griechentum beeinflußt und geformt wurde, wie beide Welten zu der großen Welt der Antike zusammenwuchsen. Wir wissen, wie im Zeitalter der Renaissance eine erste große Wiedergeburt freilich mehr der römischen als der griechischen Antike stattfand. Ein leidenschaftliches Studium der griechischen Schriftsteller und eine ebenso leidenschaftliche Beschäftigung mit der antiken

Kunst führte zu jener großen Epoche, die wir mit dem Namen Renaissance bezeichnen und die in Italien ihre höchste Blüte, in ganz Mitteleuropa aber eine lebhafte Bewegung der Wissenschaften und der Künste, der Forschungen und der Studien hervorrief. Es wäre aber ein Irrtum, zu glauben, das Griechentum sei vom Ende des Römischen Reiches und vom Beginn des christlichen Zeitalters an bis zur Renaissance vergessen gewesen. Auch im christlichen Mittelalter hat die Antike ihre Wirkung geübt, und so große Gestalten wie Augustin oder Thomas von Aquino wären ohne Plato und Aristoteles kaum denkbar, ein Herrscher wie der Staufer Friedrich II. nicht vorstellbar ohne die lebendige Erinnerung an Hellas, ohne die zeugende und fruchtbare Berührung mit dem Erbe der Alten. So ruht auch die christliche Welt des Mittelalters auf der Grundlage der Antike, und wer es unternimmt, dem Gang der Geschichte zu folgen, der erkennt nicht nur e i n e große, sondern mehrere Renaissancebewegungen. Freilich war es eine andere Antike, die das christliche Mittelalter erkannte, als die, die die Renaissance entdeckte. Das aber ist gerade das Große am Hellenentum, daß es, wie alles ganz Große, in den wechselnden Zeitaltern mit wechselnden Kräften wirkt oder daß die wechselnden Zeitalter je und je andere Seiten erkennen. Dies gilt besonders auch für die Begegnung der deutschen Seele und des deutschen Geistes mit der Welt des Griechentums.

Im Zeitalter des ersten deutschen Humanismus erfährt die deutsche Seele ihren ersten nachhaltigen Einfluß durch die antike Welt, im Zeitalter der Reformation wirkt dieser Einfluß weiter, und selbst eine so deutsche Gestalt wie Luther hat dem Griechentum vieles zu danken. Unsere bisher größte Geistesblüte, das Zeitalter der deutschen Klassik und des



Foto: Petermichel

Auf der Akropolis in Athen. Blick auf das Erechtheion mit den marmornen Gestalten priesterlicher Jungfrauen als Dachträgerinnen, den sogenannten Karyatiden



Foto: W. Bauer

Die Karyatiden



Foto: C. L. Küssel-Schröder

Das Parthenon auf der Akropolis. Der Tempel der Pallas Athene, der Schutzgöttin von Athen

zweiten Humanismus, der Romantik und des deutschen Idealismus, das wir zusammenfassend als das „Zeitalter des deutschen Geistes" bezeichnen müssen und in das wir auch die Epoche der preußisch-deutschen Freiheitskriege einbeziehen, steht unter dem Eindruck einer neuen Begegnung mit der Antike. Aber noch war es nicht das ursprüngliche Griechentum, an dem sich Goethe und alle die entzündeten, die den Deutschen vom Wunder der antiken Welt sprachen, es war eher das durch das Römertum gesehene Griechentum, das



Foto: C. L. Küssel-Schröder

Blick vom Apollotempel auf den Golf von Korinth

Goethe und Winckelmann entdeckten und als eine höchste, unüberbietbare menschliche Leistung feierten.

„Der einzige Weg für uns, unnachahmlich zu werden, ist die Nachahmung der Alten", schreibt Winckelmann; und Goethe bekennt: „Ein edler Mensch, in dessen Seele Gott die Fähigkeit künftiger Charaktergröße und Geisteshoheit gelegt, wird durch die Bekanntschaft und den vertraulichen Umgang mit den erhabenen Naturen griechischer und römischer Vorzeit sich auf das herrlichste entwickeln und mit jedem Tag zu-

sehends zu ähnlicher Größe heranwachsen." Zahllose Bekenntnisse aller Großen aus dem Jahrhundert des deutschen Geistes ließen sich wiederholen; sie alle würden zeigen, wie sich diese Menschen zum Griechentum bekannten und sich an ihm entzündeten; aber wir würden sehen, stellten wir sie hier zusammen, daß jeder eine andere Seite des Griechentums sah. Und so entdeckt auch die deutsche Romantik ein anderes Griechentum als die deutsche Klassik. Sahen Goethe und Winckelmann mehr das Harmonische, die edle Einfalt und die stille Größe, so sahen die Romantiker mehr das Bewegte, das Berauschte, die Urkräfte. Sie stießen durch die römische Antike zum Griechentum selbst vor. Sie sehen die Welt der Tragödie, sie übersetzen die Tragiker und die Dialoge des Plato, sie ahnen schon das Dionysische, das Nietzsche einst als Gegensatz zum Apollinischen verkünden soll. Und wenn Friedrich Schlegel bekennt: „Jeder hat noch in den Alten gefunden, was er brauchte oder wünschte, vorzüglich sich selbst", so deutet er damit an, daß der Weg des Deutschen zu den Griechen letzten Endes ein Weg zu sich selbst ist. Und wenn die Klassiker glaubten, sie hätten in ihren größten, an griechischen Vorbildern ausgerichteten Werken griechische Werke geschaffen, so müssen wir sagen: zum Glück haben sie sich auf ihrem Weg zum Griechentum nicht an dasselbe verloren, sondern sich selbst gefunden. So wurden Werke wie Goethes „Iphigenie" und „Tasso" große deutsche Dichtungen.

Ein anderes freilich als die Klassik ist der Klassizismus, der dort entsteht, wo die eigene Seele, der eigene Geist von der fremden Form und dem fremden Geist überdeckt wird. Unscharf sind die Grenzen, und es wird immer eine Frage der Auffassung sein, zu entscheiden, wo deutsche Klassik aufhört und deutscher Klassizismus beginnt.



Foto: C. L. Küssel-Schröder

Die Ostseite der Akropolis in Athen, von innen gesehen

Jenseits von Klassik und Klassizismus, jenseits auch der romantischen Begegnung mit dem Griechentum steht die reinste Begegnung der deutschen mit der griechischen Seele, die sich in Hölderlin vollzog. Er kündete, ohne Hellas oder Rom je gesehen zu haben, aus brüderlicher Seele die ewige Botschaft des Griechentums an das Deutschtum und wurde so zugleich der reinste deutsche Grieche und der größte deutsche Sänger.

Die Seele mit dem Bild, das deutsche Klassik und Romantik vom Griechentum gaben, erfüllt, gingen im neunzehnten

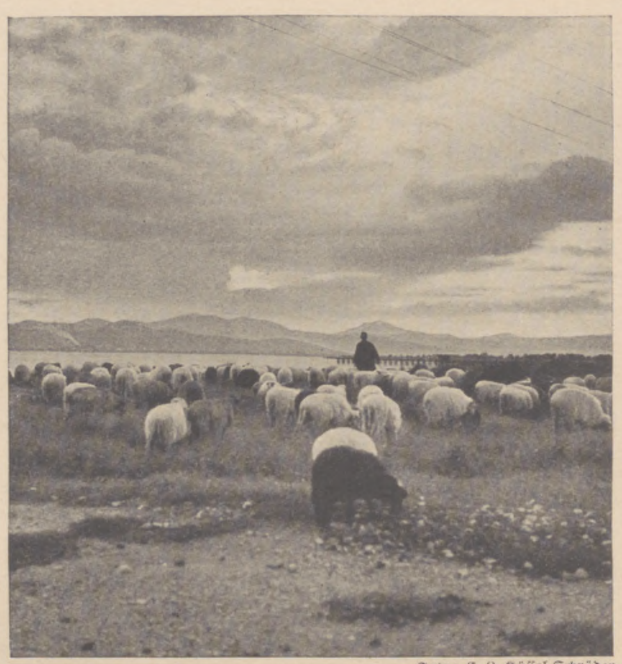


Foto: C. L. Küssel-Schröder

In der Bucht von Eleusis

Jahrhundert eine Zahl Männer daran, die Welt der Antike wissenschaftlich zu durchforschen. Es entstanden die großen Darstellungen und Deutungen der Antike, aus denen wir heute noch unsere wesentlichsten Kenntnisse nehmen. Andere Männer und Frauen, Forscher und Gelehrte, Reisende und Dichter machten sich auf, um Griechenland zu bereisen. Ihre Schilderungen gaben uns die ersten lebendigen Bilder von der griechischen Landschaft, und wieder zeigt sich, daß verschiedene Menschen ganz Verschiedenes sehen. Aber alle diese

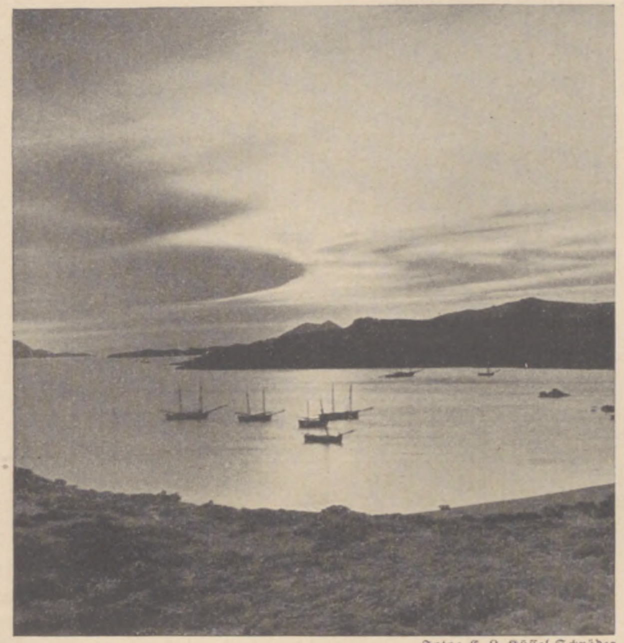


Foto: C. L. Küssel-Schröder

Abendstimmung an der Bucht Sunion

Berichte zusammengenommen, alle diese Deutungen zusammen geschaut, ergeben das Wunder des Griechentums. Denn je mehr die Menschen forschten, je mehr sie aus Trümmern und Ruinen das alte Bild wiederherstellten, je mehr sie alte Schriften entzifferten und daraus das Leben der griechischen Menschen lebendig zu machen suchten, um so mehr stand wieder das Wunder des Griechentums vor uns und wirkte mit seiner geheimen Kraft bildend und formend. Je stärker auch der dunkle Untergrund dieser Welt herausgearbeitet



Foto: C. L. Küssel-Schröder

Blick auf das heutige Sparta und den Taygetos

wurde, um so lichter erschien das griechische Leben im Zeitalter seiner Blüte. Wer immer die Reiseberichte der deutschen Reisenden liest, der begegnet darin dem einen, alle andern Eindrücke überragenden Erlebnis des Lichtes. Sie alle feiern das Licht, das über Griechenland liegt. Aus all diesen Schilderungen wird deutlich, daß ohne die griechische Landschaft die griechische Kultur nicht zu denken ist. Gewiß mag sie in ihren höchsten Formen ein Wunder sein, aber sie ist doch immer und

überall dieser Landschaft verpflichtet und verbunden. Für viele Zeugnisse schreiben wir nur das eine des Dichters Rudolf G. Binding hier nieder: „Das Erlebnis des Lichtes ist das höchste, das eindringlichste, erfüllendste Griechenlands. Ohne das Licht wäre Griechenland nicht: seine Kunst nicht, seine Götter nicht, seine Menschen nicht. Nur in diesem Licht waren sie e i n m a l möglich. Es ist aber eigentlich kein Licht mit Eigenschaften des Lichts, als vielmehr eine ungeheure Helligkeit. Kein Mensch könnte ihre Farbe nennen, und es ist ihr nicht um Töne zu tun. Sie eigentlich ist die Luft, in der die Dinge atmen. Sie blendet nicht, sie ist nur unfaßbar hell. Sie schmeichelt nicht, beschönigt nicht. Sie will nur Klarheit, Bestimmtheit, Unerbittlichkeit der Form. Sie haßt Geheimnisse, es ist, als ob das Land keine Falten hätte. Sie freut sich an nackten Leibern, sie macht alles einfach, froh, selbstbewußt, eindeutig."

Wie dieses Licht alterslos und ewig jung ist, so auch das Erlebnis des Griechentums für die Völker und die Menschen Europas. Fast alle europäischen Völker durchleben in dieser Gegenwart eine Epoche stärkster Besinnung auf sich selbst; in vielen Staaten gewinnen Kräfte die Oberhand, die das gesamte Leben der Völker auf ihre Ursprünge zurückzureißen trachten. Wir Deutsche erleben diese Stunde der Selbstbesinnung als eine Heimkehr zum nordischen Geist. Aber dieser nordische Geist ist dem griechischen, wie unsere Geschichte zeigt, zutiefst verwandt. So wird auch unsere Gegenwart abermals eine Begegnung oder eine Auseinandersetzung mit dem Griechentum erleben: der Begriff eines dritten Humanismus ist bereits ein lebendiger Begriff geworden, der in den Diskussionen um die geistige Zukunft unserer Nation immer wiederkehrt. Wir sehen Bauwerke erstehen, die ihre Formen

und ihre Maße vom Griechentum empfingen, wir sehen eine Jugend sich im Sport ertüchtigen und fühlen wohl, wie von unsern Sportplätzen ein Weg zurückführt nach Griechenland; unsere neue Staatsauffassung berührt sich in vielem mit der Platonischen Lehre vom Staat; kurz, wir erkennen, daß zahlreiche lebendige Verbindungen zwischen unserer Welt und der Welt der Alten bestehen. Und wie stark noch in uns das griechische Erbe lebt, das hat uns auch die Feier der Olympiade auf deutschem Boden bewiesen. Noch einmal ist das Ideal griechischen Menschentums vor uns und in uns neu erstanden, das die vollendete Harmonie, den Zusammenklang des Seelischen und Körperlichen, fordert, Einheit des Willens und der Tat, der Schönheit und der Kraft. Das ist der wahre Geist Europas, der in den Enkeln fortwirkt wie in den Ahnen, ewig stark und jung über die Jahrtausende weg.

Immer wieder werden wir uns in der Begegnung mit dem Griechentum selbst finden. Freilich wollen wir das Griechentum in seiner Reinheit und Ganzheit erkennen. Vielen von uns ging der Begriff dessen, was Griechentum heißt, in der Schule verloren. Über der Entzifferung Homers und der Tragiker vergaßen wir die Gesamtheit des griechischen Lebens, wir fühlten nicht mehr den jungen, frischen Hauch der Kraft und Schönheit, der Anmut und des Maßes, die das Wesen des Griechentums bestimmen. Wir wollen auch nicht vergessen, daß diese griechische Schönheit nicht eine blasse und müde Schönheit ist, sondern eine Schönheit, erfüllt von Kraft und Stärke. Und was von der griechischen Schönheit gilt, das gilt vom gesamten griechischen Leben, es war ein Leben des Lichtes und der Kraft, ein Leben im Morgen der Zeit, nicht ein Leben des Genusses und der Schlaffheit, sondern ein Leben, bereit zu allen Opfern, ein Leben, gestählt und gehärtet



Scherl, Bilderdienst

Olympia 1936.
In feierlichem Zug wird die heilige Flamme von dreizehn jungen Griechinnen zum Altar des Festplatzes in Olympia gebracht

im Kampf. Sich zum Griechentum bekennen, heißt auch nicht aus der Gegenwart fliehen und sehnsüchtig einer gewesenen, schöneren Welt nachträumen, es heißt vielmehr, das Leben und seine Forderungen so meistern, wie es die Griechen gemeistert haben. Griechentum ist uns Vorbild und Verpflichtung, nicht aber Gegenstand der Sehnsucht und der Berauschung!

So wollen wir uns immer wieder erinnern, daß Hellas der Aufgang Europas war. Und wenn in diesen Jahren um die Seele, die Gestaltung und die Vollendung eines wirklichen, neuen Europas gerungen wird, so wissen wir, daß auch in diesem Ringen die ewigen Kräfte der griechischen Seele unsichtbar, aber darum nicht minder stark mit im Kampf stehen werden; und wir Deutsche wissen wohl, demütig und stolz zugleich, welche besonderen Aufgaben und Verpflichtungen uns dabei zukommen.



Gedenkmünze für die Olympischen Spiele 1936
von Bildhauer Karl Roth

KEINE ANGST VOR KRISEN!

KLEINE LEBENSLEHRE

Von Walther von Hollander

1. Jeder Mensch hat Krisen

Es ist zunächst wichtig, darauf hinzuweisen, daß die Krisen natürliche Erscheinungsformen des menschlichen Lebens sind und daß sie von jedem Menschen angenommen, ertragen und überwunden werden müssen. Wer das nicht weiß, empfindet die Tatsache, daß er von einer Krise gepackt wird, leicht als ein Zeichen besonderer Schwäche, die man sich nicht zugeben darf, oder gar als einen Makel, den man vor andern verbergen muß.

Jeder Mensch wird von Krisen heimgesucht — und weitergeführt. Jeder wird von den Wirbeln der Entscheidung aus dem Gewohnten herausgerissen und in das Ungewohnte hineingeworfen. Im Wirbel der Veränderung macht er Stunden der Mutlosigkeit, der Schwäche, ja des vollkommenen Lebensüberdrusses, der absoluten Teilnahmslosigkeit durch. Aber ebenso wie er hinuntergestoßen wird, wird er auch wieder hinaufgetragen. In der Überwindung der Krise gewinnt er neue Kräfte, neue Möglichkeiten, neuen Lebensmut, wenn er nur Sinn und Ziel der Krise erfaßt und wenn er die Kräfte der Entscheidung, die sich seiner bemächtigt haben, unterstützt, statt ihnen entgegenzuarbeiten.

2. Was will die Krise von uns?

Die Krise will uns darauf aufmerksam machen, daß unser Leben an einem Wendepunkt angekommen ist. Daß von uns eine Wendung verlangt wird zu neuen Aufgaben und neuen

Einsichten, zu einer neuen Einstellung zum Leben, zu einer neuen Haltung im Leben, zu neuen unbekannten Freuden.

Die Krise will uns zwingen, den Wendepunkt zu beachten, ihn nicht zu überfahren. Sie will uns davor bewahren, in immer gleichem Tempo auf immer gleichem Weg in die Irre zu fahren. Denn wer immer den gleichen Weg fährt, fährt in die Irre.

Die Krise will uns zur Ruhe zwingen, zur Betrachtung des Erreichten und zur Überprüfung des Kommenden, und sie will uns dazu bringen, unsere Kräfte auf die neuen Aufgaben einzustellen.

Eine Krise tritt immer dann ein, wenn ein Lebensabschnitt mit allen seinen Aufgaben und Möglichkeiten zu Ende gegangen ist, wenn eine neue Lebensstufe erobert werden muß und wenn der Mensch trotz der neuen Aufgaben in der gleichen Art weiterzuleben versucht wie bisher.

Die Krise tritt ein, wenn ein neues Lebensalter begonnen hat, ohne daß der Mensch in seiner Haltung und in seinen Gewohnheiten, in seiner Arbeit und in seinen Vergnügungen viel Notiz davon genommen hat.

Die Krise will von uns vor allem, daß wir unsere Rechnung mit dem Vergangenen abschließen. Daß wir das durchlebte Lebensalter mit allem Fertiggemachten und allem Nichtbeendeten beiseitelegen. Wir sollen die neuen Aufgaben der neuen Lebensstufe angehen „ohne Rücksicht" auf das Vergangene.

Die Krise will endlich, daß wir uns klar werden über die völlige Verschiedenheit aller Lebensalter. Zwar ergibt sich ein Lebensalter von selbst aus dem vorigen, sofern nur das Leben weitergeht. Aber die Lebensform, die man erreichen muß, um das kommende Lebensalter zu bewältigen, unterscheidet

sich grundsätzlich von der Lebensform, die man im vergangenen Lebensalter brauchte.

In einem mühseligen Stufenweg steigt man von einer Lebensform zur andern auf. Man bekommt nichts geschenkt. Nichts geschieht im Leben „von selbst", was wichtig ist.

Von selbst wird man zwanzig Jahre. Aber um ein Jüngling von zwanzig zu sein mit der Haltung, die die Zwanzigjährigkeit wirklich ausdrückt und erfüllt, dazu muß man arbeiten.

Von selbst wird man vierzig, aber um ein reifer Mann zu werden, ein Mensch in des Lebens Fülle, dazu muß man sich durch eine Menge falscher Vorstellungen, Sehnsüchte und Träume hindurch in die Wirklichkeit der Welt hineingraben.

Von selbst wird man sechzig. Aber um die Weisheit des Alters, seine klarsichtige Überwirklichkeit zu bekommen, dazu muß man viel Haß, Kampfgelüst, Neid und Besserwissen hinter sich lassen. Die Krise will also vor allem von uns, daß wir den Wendepunkt als Start in eine neue Lebensform benutzen und dazu von der alten Lebensform ablegen, was abgelebt, erledigt und überholt ist (und das ist jedesmal viel mehr, als wir glauben).

Wer die Krise verschläft oder unterdrückt, wer immer den gleichen Trott lebt, der darf sich nicht wundern, daß die Lebenskraft, die Lebenssubstanz und die Lebenslust sich verhältnismäßig früh verbrauchen. Die eine selbe Lebensform, in allen Lebensaltern gebraucht, verschleißt sich wie ein Anzug, den man sein Leben lang getragen hat — und man ist schließlich froh, wenn man sich zur Ruhe legen kann, weil die Lebensform (nicht das Leben!) langweilig und unzulänglich geworden ist.

Die Krise will aus der zu Ende gelebten, verbrauchten Lebensform in die Fülle des neuen, unverbrauchten Lebensalters führen.

3. Sechs Lebensalter — fünf Krisen

Von den Lebenslehrern der Gegenwart beschäftigt sich Hans Künkel in seinem Werk „Das Gesetz deines Lebens" am eindringlichsten mit der Folge der Lebensalter und den daraus sich ergebenden Krisen. Künkel unterscheidet fünf Lebensalter. Die Kindheit bis zum 14., die reife Jugend bis zum 28., das Mannesalter bis zum 42., das reife Alter bis zum 56. Jahr und das Greisenalter vom 56. Jahr ab. Wenn nun der Übergang von einem Lebensalter in das andere eigentlich nie ohne Krise abzugehen pflegt, so ergeben sich aus dieser Lebenseinteilung vier Krisen, die jeder Mensch mitzumachen hätte (wobei zu sagen ist, daß natürlich bei einem Menschen das eine, beim andern das andere Lebensalter ein paar Jahre früher oder später einzutreten pflegt).

Wir möchten den Künkelschen Aufriß dahin erweitern, daß wir den Beginn des Greisenalters nicht mehr auf das 56. Jahr setzen. Die durchschnittliche Lebenserwartung ist in den letzten vierzig Jahren so gestiegen, daß die, die jetzt in der Lebensmitte stehen, ein um zwanzig Jahre längeres Leben erwarten dürfen als ihre Großeltern. Diese zwanzig Jahre möchten wir als ein neues Lebensalter vor das letzte Lebensalter einschieben und die Zeit vom 56. bis 75. Jahr als das Lebensalter der klaren Überschau bezeichnen. Im 75. Jahr würde dann das letzte Lebensalter beginnen, das leider für die meisten Menschen ein Lebensalter der Verdunklung zu sein pflegt. Wer allerdings die um das 75. Jahr einfallende, letzte Krise mit Zähigkeit und Weisheit durchkämpft, der geht einem klaren, abrundenden Lebensalter entgegen.

Wir unterscheiden also sechs Lebensalter und meinen, daß der natürliche, sich stetig entwickelnde Mensch fünf Krisen durchzumachen hat. Wichtig ist es nun, zu wissen — und auch das hat Künkel sehr schön herausgearbeitet —, daß zu jedem Lebensalter ganz bestimmte Aufgaben gehören, ganz bestimmte Genüsse, Haltungen, Philosophien, Künste und Wissenschaften. Und wir möchten noch besonders darauf hinweisen, daß auch ganz bestimmte körperliche Möglichkeiten jedem Lebensalter zuzuordnen sind, ganz bestimmte Krankheiten, Schwierigkeiten, Hemmungen und Überwindungen. Jedes Lebensalter hat die ihm allein typischen Gefahren und Schwächen und gleichzeitig die Möglichkeiten, die Gefahren zu überwinden und der Schwächen Herr zu werden, wenn man ... ja, wenn man die Krisen krisenmäßig erlebt und sich ohne Zögern vom vergangenen Lebensalter zum kommenden wendet.

4. Die Hauptkrisen

Wirklich bekannt und viel beredet ist eigentlich nur die Pubertätskrise, die Krise des Übergangs von der Kindheit in die reife Jugend. Die Krise, die durch das Erwachen der Geschlechtskräfte am deutlichsten, aber nicht sehr umfassend gekennzeichnet wird. Denn in dieser Krise geht es um viel mehr als um die Geschlechtsreife. Der junge Mensch muß sich eine neue Gefühlswelt, eine neue geistige Welt und eine neue Realwelt erkämpfen. Er muß aus einer sehr weiten, sehr allgemeinen, aus einer sehr runden und vollkommenen Welt in die Spezialwelt der Berufsausbildung oder Spezialschulung hinein. Er kommt aus dem schönen Ganzheitsgefühl der Kindheit, aus der kindlichen, verbindlichen Religiosität zu sehr bestimmter, überscharfer Stellungnahme für oder gegen.

Diese Jahre der ersten Entscheidung finden ihren Ausdruck

in sichtbaren und meßbaren körperlichen Veränderungen. Der junge Mensch wächst in die Gestalt hinein, die er nun sein ganzes Leben lang tragen wird, die sich im Wesen nicht mehr verändert (wenn auch in der Form).

Die erste Krise pflegt sehr lange zu dauern, zwei, drei, vier Jahre. Manche Menschen werden sogar — jeder kennt Beispiele — nie mit der Pubertät fertig und belästigen sich und ihre Umwelt damit, daß sie den Übergang in die bürgerliche Wirklichkeit nicht finden konnten, daß sie ihre Geschlechtlichkeit nicht in das übrige Leben einzuordnen vermochten.

Weniger bemerkt wird der Übergang von der Jugend zum Mannesalter, von der Jungmädchenzeit zur Frauenzeit, der etwa im 28. Jahr sich vollzieht. Zwar fallen in diese Zeit sehr viele entscheidende Lebensvorgänge, wie die Gründung des Hausstandes, die Geburt der ersten Kinder, die Eroberung der Lebensstellung, die Prägung der Weltanschauung, die Geburt der ersten eigenen Gedanken ..., aber das sind alles Lebensgewinne, die von den meisten Menschen sehr selbstverständlich genommen werden und die den meisten einigermaßen mühelos zukommen. Außerdem gelangt der Mensch der allgemeinen Anschauung nach in dieser Zeit auf die Höhe seines Lebens, und naturgemäß rafft jeder Mensch jetzt seine Kräfte zusammen, um diese Höhe zu nehmen und zu behaupten. In das Mannesalter hinein: da hat jeder Mann das Gefühl einer Entwicklung nach oben und nimmt die Beschränkungen auf sich, die Ehe, Beruf, Seßhaftmachen, Erkennen der eigenen Grenzen auferlegen gegenüber der jugendlicheren Form des Freischweifens, des Wanderns, des Wechsels von Umwelt und Freundschaft. Immerhin können eine ganze Anzahl von Menschen die Stufe des Mannesalters nicht nehmen. Der ewige Don Juan, der ewige Wandervogel, der langsam verknöchernde

Junggeselle und die alte Jungfer sind Beispiele von Menschen, die auf der zweiten Stufe steckengeblieben sind.

Eine sehr schlimme Krise ist die Krise, die die Zeit der Reife einleitet, die Krise der Lebensmitte. In den Wechseljahren der Frau (und des Mannes, der in anderer Form auch an Wechseljahren leidet) haben wir ein leicht faßbares Symptom von tiefgreifenden Veränderungen, in der Tatsache, daß die Menschen in die Breite gehen, ihre Form verlieren, daß ihre Konturen verwischen, den äußerlichen Ausdruck.

Diese Äußerlichkeiten, die — wie wir hier nur andeuten können — nur Folgen von Vernachlässigungen sind, von Zurückweichen vor den Forderungen der Krisen und nicht etwa gesetzmäßig auftretende Ausfallserscheinungen ..., diese Äußerlichkeiten haben vielen Menschen den Gedanken nahegelegt, daß damit der Anfang vom Ende gegeben ist, daß rettungslos der Verfall beginnt.

Deshalb wehren sich die meisten Menschen wie die Verzweifelten dagegen, in die Jahre der Reife einzutreten. Deshalb versuchen sie die „fliehende Jugend" mit allen Mitteln zu halten, und wenn sie sie nicht halten können, so ahmen sie sie doch wenigstens nach.

Beim Eintritt in das vierte Lebensalter vermeinen die Menschen, daß sie nur etwas verlieren und nichts gewinnen können. Und wirklich: die Freuden des Essens, die Freuden der Liebe, die Freuden der Eroberung einer Stellung in der Welt ..., das alles tritt — wenigstens im allgemeinen — mehr in den Außenbezirk, es füllt nicht mehr das Leben, und innen ersteht etwas ganz Neues, eine geistig-seelische Welt, eine Besinnung, ein Herausschälen des Lebenskerns. Die Eroberung der Lebenstiefe und Lebenshöhe beginnt erst eigentlich.

Der Weg von der Lebensmitte bis ans Ende, der über eine

ungeheure Weite fast unentdeckten Landes führt, wird von den meisten Menschen gar nicht begonnen. Sie beharren vielmehr auf dem Standpunkt des dritten oder vierten Lebensalters, sie versuchen, sich deren Freuden zu erhalten. Sie verdoppeln sogar die Anstrengungen, um nur ja alle Freuden auszukosten und wieder auszukosten (Toresschlußpanik), und vergeuden damit ihre Kräfte.

So kommt es, daß die letzten Krisen, die Krise um die Sechzig und um die Fünfundsiebzig, die doch eigentlich zum Gipfel des Lebens, zur großen Überschau, zum Innenblick führen sollen, auf ganz und gar ausgehöhlte, hinter ihrem Alter zurückgebliebene Menschen stoßen, die nicht mehr fähig sind, etwas Neues aus sich herauszustellen. Deshalb und nur deshalb brechen so viele Menschen im Alter zusammen, werden bitter, ungerecht und unklug, empfinden das Alter als die große Verdunklung und fürchten sich sogar vor dem Tod. Sie haben ihr Leben nicht vollendet, und das Unvollendete klagt sie an und läßt die Kräfte des Alters nicht zur Entwicklung kommen.

Das Alter hat genau so viel Kräfte wie die Jugend. Nur andere. Genau so viel Genüsse, nur andere. Genau so viel Möglichkeiten. Nur andere. Aber man kann das alles nur bekommen, wenn man altersgemäß lebt. Wenn man alle Lebensstufen wirklich durchstiegen hat, wenn man alle Krisen durchkämpft und überwunden hat.

5. Die Krisen durchleben

Die Frage, ob man Krisen nicht vielleicht doch vermeiden kann, ist schwer zu beantworten. Die krisenlosen Menschen sind im Durchschnitt Menschen, die zaghaft allen Entscheidungen ausgewichen sind. Sie bleiben meist weit hinter ihren Entwicklungsmöglichkeiten zurück.

Wir glauben allerdings, daß eine Lebensführung von so großer Selbstverständlichkeit, Weisheit und Arbeitsamkeit möglich sein müßte, daß der Mensch krisenlos und doch stetig sich entwickelnd von Lebensstufe zu Lebensstufe steigen kann. Das erfordert eine große Vollkommenheit im Körperlichen, Geistigen und Seelischen, und wir können darum solche Menschen als Ausnahmen aus unsern Betrachtungen herauslassen oder besser noch als Vorbilder ansehen, denen wir uns nachbilden sollten.

Jedenfalls aber müssen wir andern uns durch die Schwierigkeiten der Krisen und von einer Lebensstufe zur andern durchkämpfen. Wir müssen die Krisen hinnehmen als die naturgemäßen Wachszeiten und Kampfzeiten, die jedem Menschen auferlegt sind. Wir müssen sie durchleben in dem Bewußtsein, daß jedesmal nach den Kämpfen und Anstrengungen einer Krise ein ganz neues Lebensgefühl, ein ganz neuer Überblick den Menschen belohnt. Daß das Leben nach der Krise nicht nur weitergeht, sondern sich ständig erweitert, wenn man die Krise mutig durchlebt und durchkämpft hat.

6. Das Leben in der Krise

Das Leben in der Krise ist vor allem deshalb schwierig, weil die Urteilsfähigkeit des Menschen in der Krise stark eingeschränkt zu sein pflegt. Er weiß mit einemmal nichts mehr über seine Kräfte, seine Gaben, seine Fähigkeiten und seine Talente. Teils scheinen sie ihm „überhaupt immer sehr gering gewesen zu sein". Teils hat er das Gefühl, daß sie ihm gerade abhanden gekommen sind. Ihm scheint, als ob er „früher einmal" oder „in der Jugend" begabt, kräftig, leistungsfähig und frisch gewesen ist. Und jetzt ist er „nichts mehr".

Tatsächlich sind die Fähigkeiten des Menschen innerhalb der

Krise manchmal ein wenig vermindert. Aber ebensooft sind sie unverändert, und sehr häufig vermehren sie sich sogar, weil neben den alten Fähigkeiten neue ans Licht kommen und einzugreifen beginnen.

Kurzum: das Urteil des Menschen in der Krise über sich selbst ist höchst ungenau und meist falsch. Aber selbst wenn das Urteil einmal richtig ist, so nützt das wenig. Denn — das ist das Wesen jeder Krise — die Wertmaßstäbe ändern sich. Ein Lebensalter löst ja gerade das andere ab, und jedes Lebensalter hat sein ihm allein eigenes Wertsystem. Was dem Kind die höchste Sehnsucht war, das findet der junge Mensch höchst albern. Was der junge Mensch ersehnt, das belächelt der reife Mann. Dinge, um die der reife Mann die größten Anstrengungen macht, sind dem weisen alten Menschen oft gleichgültig oder gar lästig. In der Krise versinkt eine Wertewelt. Das macht sie so schmerzlich. Denn wir hängen immer (und oft allzusehr) an den Dingen, die wir hatten. Aber es beginnt auch eine Wertewelt aufzusteigen. Das ist der langsam ansteigende Morgenglanz über jeder Krise.

Jedes Lebensalter hat sein Wertesystem. Das ist ziemlich anerkannt. Dennoch wird häufig der Fehler gemacht, daß ein Lebensalter dem andern seine Werte als die einzigen Werte aufzudrängen sucht. Das gibt viel unnützen Unfrieden auf der Welt. Denn tatsächlich kann kein Lebensalter die Lebenswerte des andern annehmen, ohne sich selbst zu verleugnen. Wer sich zu jung macht oder wer das Alter vorausnimmt, der lebt stillos, unfruchtbar und letztlich unglücklich.

Denn aus den Wertesystemen entwickeln sich doch die dazugehörigen Lebensformen. Jede Lebensstufe hat ihre Lebensform, und man kann nur dann die Lebensstufe voll ausfüllen, wenn man die dazugehörige Lebensform voll ausfüllt. Wer die

nächste Lebensstufe erklimmt, kann nur oben ankommen, wenn er die Gewohnheiten der vorigen abgelegt hat. Zum jungen Menschen zum Beispiel gehört Ehrgeiz, Elan und die heftige Behauptung seiner Stellung in der Welt. Wer aber als alter Mensch noch ehrgeizig ist, wirkt nicht weniger lächerlich als die alte Frau, die mit dem Blumenhut ihrer Jugend durch die veränderten Straßen der Heimat wandert und glaubt, die Jugend dadurch herbeizuzaubern.

Die Krise, der Übergang, verlangt, daß man über Bord wirft, was nicht mehr zur zukünftigen Lebensgestalt gehört, was man nicht mehr voll zu bejahen und auszufüllen vermag. Das ist nicht einfach. Denn da das Neue, das sich mit der Krise ankündigt, noch nicht da ist, pflegen die Menschen sich besonders heftig an die Genüsse und Freuden anzuklammern, die dem verlassenen Lebensalter entsprechen und nicht dem kommenden. Sie hängen besonders fest an Dingen, die ihnen gerade entgleiten. Sie haben, während das vergangene Lebensalter versinkt, das Gefühl, nicht alle Vorteile und Möglichkeiten ausgenutzt zu haben, und sie versuchen schnell nachzuholen. Deshalb sehen wir so häufig Menschen in der Krise einem riesigen, unstillbaren Lebenshunger anheimfallen. Damit geraten sie aber natürlich noch tiefer in die Lebensunzufriedenheit und Unsicherheit hinein. Sie fangen an, zu glauben (weil ihnen das Gewohnte nicht mehr schmeckt), daß das „ganze Leben nicht viel wert" ist und — wie wir schon gesehen haben — daß man selbst „auch nicht viel wert ist". Die Höllenkräfte der Melancholie und Negation gewinnen die Oberhand, und die Menschen würden noch viel öfter untergehen oder versacken, als es schon geschieht, wenn nicht ihre Natur klüger wäre als sie selbst.

Die Natur nämlich zwingt sehr häufig die Menschen zu der

Ruhe und Besinnung, die sie sich nicht selbst zu schaffen vermögen. Sie schickt ihnen eine Krankheit.

7. Krise und Krankheit

Die Übergänge zwischen den Lebensaltern, die Krisen, sind so von Krankheiten umlagert, daß man oft versucht ist, Krise und Krankheit gleichzusetzen. Der Mensch, der rechtzeitig in den Übergängen die notwendigen Umstellungen vornimmt, der freiwillig seine Gewohnheiten den Notwendigkeiten des neuen Alters anpaßt, pflegt aber gar nicht krank zu werden. Krankheit in der Krise zeigt vielmehr an, daß der Mensch sich weigert, die Folgerungen aus dem Weitergehen des Lebens zu ziehen, daß er — gegen den Lebenssinn — versucht, auf der Lebensstufe zu verharren, die er gerade verlassen sollte.

Durch die Krankheit in der Krise kommt der Mensch zu der Verhaltensweise, die er eigentlich schon von selbst einnehmen sollte. Er geht aus allem Gewohnten heraus. Er muß seine guten und seine schlechten Gewohnheiten lassen. Er muß einmal allein sein. Er muß Nächte durchwachen und durchdenken. Er kommt in „Distanz", in einen natürlichen Abstand zu seinem bisherigen Leben und gewinnt dadurch den Überblick, der jeden Übergang erleichtert. Bruch mit dem Gewohnten und Distanz sind demnach die Voraussetzungen für eine glatte, krankheitslose Überwindung der Krise.

Wer es irgend kann, soll sich deshalb die Umstellung in der Krise dadurch erleichtern, daß er sein äußeres Leben ändert. Eine neue Umwelt, eine ganz neue Ernährung, eine neue Wohnung, ein neuer Kreis von Menschen helfen oft sehr, ein „neues Leben zu beginnen". Kann man aber nicht reisen oder umziehen oder neue Freunde gewinnen, so schadet das auch nichts. Dann muß man eine Reise durch die noch ungehobenen, noch

ungenutzten Möglichkeiten der eigenen Existenz machen. Man wird dabei feststellen, daß man erstaunlich wenig von dem benutzt, was einem zur Verfügung steht, daß man zum Beispiel immer dasselbe ißt und die Fülle der Essensmöglichkeiten nicht ausnutzt, wie man immer dieselben Redensarten gebraucht und die Fülle unseres Wortschatzes nicht ausnutzt. Und genau so lebt man auch in den wichtigeren und ernsteren Bezirken des Lebens, im Geist, im Herzen, in der Seele. Ein paar Kräfte werden eingesetzt und überbeansprucht. Ein paar Saiten werden zum Erklingen gebracht. Alles übrige im Menschen bleibt stumm.

Man muß aus dem Gewohnten herausgehen, um sich selbst in seiner ganzen Fülle, das Leben in seiner ganzen Ausdehnung zu erfahren. Man muß aus dem Gewohnten herausgehen, weil jede Gewohnheit nur zu einer Lebensstufe paßt und auf der nächsten schon nicht mehr möglich und nützlich ist. Was der Jugend erlaubt ist, das ist dem Alter schon lange nicht mehr erlaubt. Was dem Alter bekommt, kann die Jugend zerstören. Jede Stufe bietet neue Möglichkeiten und verbietet die alten. Aber für alles, was man aufgibt, bekommt man etwas geschenkt.

Der Mensch in der Krise muß wissen, daß gerade das, was ihm bisher bekam oder nützlich war, im Augenblick nichts nützen kann. Denn es hat ihn ja in die Krise gebracht oder doch nicht vor der Krise gerettet. Wenn er also sich aus der Krise herausarbeiten will, so muß er sich neue Lebensgewohnheiten erwerben. Das geht vom Äußerlichsten bis zum Innerlichsten. Der Bergsteiger soll im Meer schwimmen und der Meeresmensch auf die Berge klettern, der Nordmensch im Süden wandern, der Südmensch nach Norden gehen. Der Geschäftsmann soll Philosophie betreiben, wer handwerklich arbeitete,

soll seine geistigen Fähigkeiten üben. Wer ein geselliger Mensch war, soll versuchen, was ihm die Einsamkeit zu sagen hat, wer allein lebte, soll sich Gesellschaft suchen.

In diesem Suchen und Probieren verliert die Krise alle ihre Schrecken. Denn es wird klar, daß man im Älterwerden nichts verliert, daß man immer der gleichen Fülle von Möglichkeiten, dem gleichen unausschöpfbaren Reichtum gegenübersteht. Man muß nur immer das jedem Alter Gemäße wählen, weder das, was den späteren zukommt, noch was den früheren Altern gehört.

Hat man einmal das gewählt, was zu dem neuen Lebensalter gehört, so ist man schon halb aus der Krise heraus. Die andere Hälfte des neuen Lebenskreises muß Schritt für Schritt in zäher Arbeit erobert werden.

Wichtig ist vor allem, daß man sich klar bleibt, wie wenig das Leben eine zusammenhängende Sache, ein Fluß etwa ist, daß man von selbst zwar weiterlebt, aber nicht das Leben erobert, daß man nicht ohne Kampf und Anstrengung die von Stufe zu Stufe wachsende Form bekommt. Die Entwicklung des Menschen ist das Ergebnis von Kampf und Arbeit, und die Krise ist das Forum der Entscheidungskämpfe, auf dem jedesmal entschieden wird, ob der Mensch im neuen Lebensalter zu neuen Aufgaben zugelassen wird.

Die immer neue Aufgabe, das ewige Wachsen ist der eigentliche Sinn des Lebens, das starke Weiterwerden, das immer neuen Zielen entgegengeht, ist die Form des Lebens.

Wenn wir uns ganz der neuen und immer wieder neuen Lebensstufe anvertrauen, wachsen unsere Kräfte. Jede neue Lebensstufe schließt die vergangenen Stufen mit ein, und deshalb steigen wir, wenn wir bewußt und im Kampf hinaufsteigen zu immer größerer Übersicht.

Die Krisen muß nur fürchten, wer den Kampf fürchtet und sich vor neuen Aufgaben ängstigt. Wer es aber einmal erlebte, wie man heller, gesunder, lebendiger aus jeder Krise herauskommt, wie jedes Lebensalter ein neues Geschenk des Lebens an uns ist, der wird keine Angst mehr vor den Krisen und damit keine Angst mehr vor dem Älterwerden haben. Man muß sich das freilich immer wieder sagen, wenn es gilt, wieder in einer Krise zu bestehen, und man braucht die aus früheren Krisen gewonnene Erkenntnis sehr nötig. Denn — das muß zum Schluß noch gesagt werden — mit zunehmendem Alter pflegen die Krisen immer heftiger und entscheidender zu werden. In jeder Krise wird ein Ausscheidungskampf gekämpft. In jeder Krise bleiben Unzählige zurück. In jeder Krise wird an uns gehämmert und geschmolzen. Jede Krise tut weh. Es gehört also Mut zu der großen Krisenwanderung durch das lange Leben.

In jeder Krise aber wird uns auch ein neues und überraschendes Leben geschenkt. Es lohnt den Kampf. Es lohnt die Anstrengung. Es lohnt sogar die Verzweiflung, von der fast jeder in fast jeder Krise bedroht wird.

Der Alte Fritz

Kleine Geschichten aus den letzten Lebensjahren des großen Königs

Inkognito

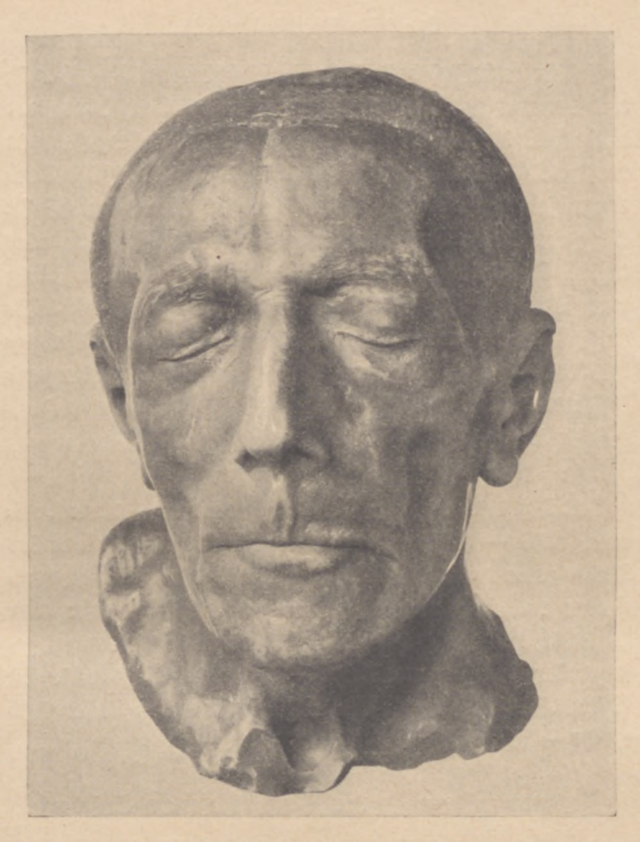
Ein junger Offizier trug, ungeachtet des scharfen Verbots, einen bürgerlichen Rock und ging mit einem Frauenzimmer in Sanssouci spazieren, weil er glaubte, der König wäre in Potsdam. Mit einemmal, da er aus einer Allee kam, stand der König vor ihm und fragte: „Wer ist Er?" — Was ihn noch kenntlicher machte: er hatte aus Unbedachtsamkeit seinen Offiziersdegen angesteckt. Der Offizier erschrak, hatte aber doch so viel Geistesgegenwart, daß er antwortete: „Ich bin ein Offizier, allein ich bin inkognito hier." — Dieser Einfall gefiel dem König, und er sagte: „So mach Er, daß Ihn der König nicht sieht", und ging weiter.

Der Friedensorden

In Anerkennung irgendwelcher guten Leistung verlieh Friedrich einem Hauptmann einen Orden. „Verzeihen mir Euer Majestät", erklärte der Dekorierte, „es ziemt mir nur auf dem Schlachtfeld, eine solche Auszeichnung anzunehmen." — „Sei Er kein Narr", erwiderte der König, „und häng Er sich das Ding nur an! Seinetwegen kann ich nicht wieder Krieg anfangen!"

Buchhändler

Der Buchhändler Kantor in Königsberg bat um den Titel Kommerzienrat. Der König schrieb auf das Gesuch: „Buchhändler, das ist ein honetter Titel!"



Totenmaske Friedrichs des Großen
Aufnahme Staatliche Bildstelle, Berlin

Dafür bin ich da!

Bei einem Besuch des Königs in Hirschberg im August 1785 trat der Kaufmannsälteste Lachmann aus Greifenberg vor und sagte, die abgebrannten Bürger zu Greifenberg statteten nochmals ihren untertänigsten Dank für das königliche Gnadengeschenk zum Wiederaufbau ihrer abgebrannten Häuser ab; zwar sei ihr Dank von keinem Gewicht, sie bäten aber täglich Gott, diese königliche Huld zu belohnen. Der König war sichtlich gerührt und antwortete: „Sie haben nicht Ursach', sich deswegen bei mir zu bedanken; es ist meine Schuldigkeit, daß ich meinen verunglückten Untertanen wieder aufhelfe; dafür bin ich da."

Die Avantgarde

Am Tag, da der greise Zieten gestorben war — den 26. Januar 1786 — wagte niemand, dem König den Namen des Toten zu nennen. Friedrich aber hatte die Nachricht empfangen und begann selbst davon zu sprechen. „Unser alter Zieten", sagte er, „hat sich auch im Tod noch als General gezeigt. Im Feld kommandierte er immer die Avantgarde, ich führte die Hauptarmee. Nun hat er wieder den Anfang gemacht — ich werde ihm folgen."

Friedrich vor dem Potsdamer Schloß

Im Anfang des April 1786, als der König schon sehr schwach war, ließ er sich an einem schönen Tag gegen Mittag auf die sogenannte grüne Treppe des Schlosses zu Potsdam tragen, wo er sich am warmen Sonnenlicht erquickte. Er hatte schon eine ziemliche Zeit gesessen, als er erst bemerkte, daß die beiden Grenadiere, die dort Posten standen, immer noch das

Gewehr stramm beim Fuß hatten. Er winkte einen von ihnen zu sich heran und sagte mit gütigem Ton: „Geht ihr nun auf und nieder! Ihr könnt nicht so lange stehen, als ich hier so sitzen kann.“

Friedrichs Tod

Der König verschied in der Morgenfrühe des 17. August 1786 in Sanssouci in den Armen seines Kammerdieners Strützky. Seine letzten Worte waren: „La montagne est passée: nous irons mieux.“ (Die Höhe ist erklommen: der Weg wird leichter!)

Im Konzertsaal des Schlosses wurde er aufgebahrt; hier grüßten ihn am andern Tag seine Offiziere und Soldaten das letztemal. Er lag, in einen leichten Mantel gehüllt, auf seinem Feldbett, als ruhe er nach einem Schlachtentag aus. Sein Wunsch, im Garten zu Sanssouci sein Grab zu finden, blieb unerfüllt. Man bestattete ihn in der Potsdamer Garnisonkirche neben seinem Vater.

Wer wird nun die Welt regieren?

In Schwaben erfuhren die Bauern eines Dorfes die Nachricht vom Tod Friedrichs zuerst durch die Zeitungen. Sie waren eben in der Schenke versammelt. Der Dorfschulze sitzt in ihrer Mitte; die Zeitungen werden gelesen, und gleich zuerst hört man die Nachricht: „Friedrich ist tot!“ Alle stehen sprachlos umher. Ein ehrwürdiger Greis bricht das Stillschweigen und ruft: „Ach, mein Gott, wer wird nun die Welt regieren?“

Aus den Anekdoten von Friedrich dem Großen
(Im Insel-Verlag Leipzig)



Foto: Rosemarie Clausen

Bildnis einer unbekannten Schauspielerin

Mit Leib und Seele der Kamera und dem Theaterteufel verfallen

Bekenntnis einer Theaterphotographin

Von Rosemarie Clausen

Mit vielen Schauspielerbildnissen

Theaterphotographie: Nachts kommt man erschöpft und völlig erledigt aus dem Theater nach Haus, wirft sich heulend — zumal man ein Weib ist — auf den nächsten Stuhl und schwört: Niemals geh' ich mehr hin — es ist zu schrecklich!

Aber am nächsten Morgen: „Eigentlich gibt es nichts Schöneres als die Theaterluft — die Räume — die Schauspieler — die Theaterphotographie ... ich freue mich schon auf heute abend!" Da nehme ich denn wieder mein Köfferchen, in dem der alte Photokasten steckt („So 'n Ding hab' ick ooch zu Hause!" sagte einmal geringschätzig ein Bühnenbeleuchter), und wandere wohlgemut meinen Weg. Es sind schon viele Photographen da, oft fünfzehn bis zwanzig, und sie alle tragen die innere Spannung auf ihren Gesichtern: Wird es heute klappen, werden wir die Schauspieler „bekommen", werden wir unsere Schriftleitungen beliefern können?

Ich setze mich erst mal auf das kleine Klappstühlchen, auf dem sonst Garderobenmänner ihre Schauspieler erwarten — bewaffnet mit einem königlichen Umhang und einer gewaltigen Puderquaste. Noch eilt alles an mir vorüber: halbfrisierte Königinnen, perückenlose Staatsmänner, hilferufende Schauspieler, gestikulierende Regisseure. Nur die Statisten sind schon fix und fertig und schreiten daher, sich ihrer Würde völlig be-



Käthe Dorsch als „Hexe von Passau": „Mein Herz hat schon die Flügel aufgetan, um von der Erd' wegzufliegen."

wußt. Um halb elf sollte die Probe anfangen. Jetzt ist es bereits drei Viertel eins. Liebes kleines Klappstühlchen — gut, daß ich dich erwischt habe!

Als es klingelt, gehen wir ins Parkett: „Die von der Presse" verteilen sich auf den ersten drei Reihen. Das Spiel beginnt, und schon setzt die innere Erregung ein: „Ach, könnt' ich doch dies Bild festhalten — o diese Geste ..." Und hat man glücklich die Erlaubnis erhalten, während des Spielens zu photographieren (oft wird's uns untersagt: das „Knipsen" macht den Schauspieler „nervös"), dann sind gerade die stärksten und schönsten Augenblicke zu dunkel im Bühnenbild, zu stark bewegt, die Möglichkeiten der Kamera reichen nicht aus. Meist werden die unwichtigen Szenen klar und scharf, während das, woran uns lag, kaum noch zu erkennen ist.



Käthe Gold als Gretchen in „Faust":
„Ach, neige, du Schmerzensreiche, dein Antlitz gnädig meiner Not!"



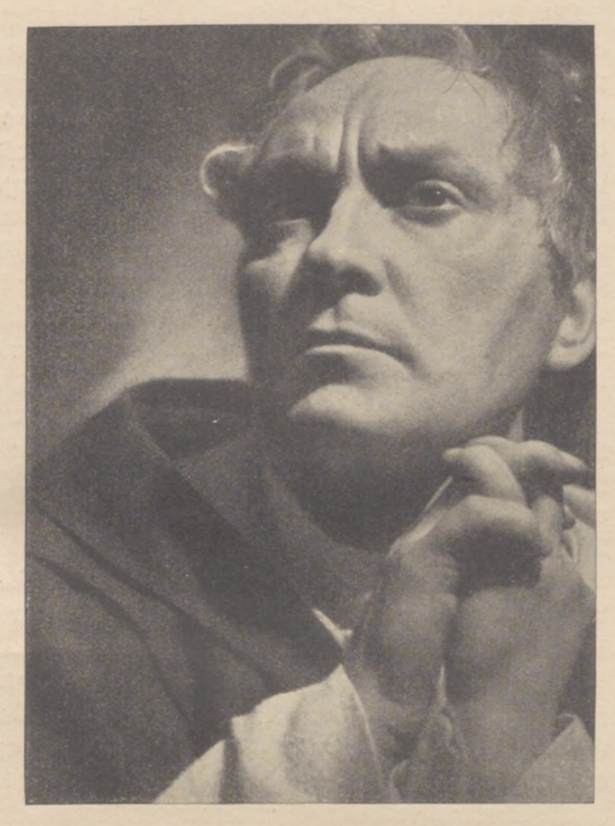
Paul Wegener als „Kollege Crampton“:
„Die Akademie — das ist die Uniform — das ist die Antikunst.“



Paula Wessely als „Heilige Johanna“:
„Im Namen seiner Kraft will ich wagen und immer wieder wagen — bis in den Tod.“



Raimund Bucher als Christian von Braunschweig,
Katharina Bramen als Winterkönigin Elisabeth
in „Der tolle Christian" von Theodor Haerten



Lothar Müthel als Giordano Bruno in Guido Kolbenheyers „Heroische Leidenschaften“:
„Erlöst, erst jetzt in Wahrheit gottgeboren und gottgeborgen, kann der freie Gedanke und das begeisterte Herz, kann der neue Mensch zum Urewigen dringen.“

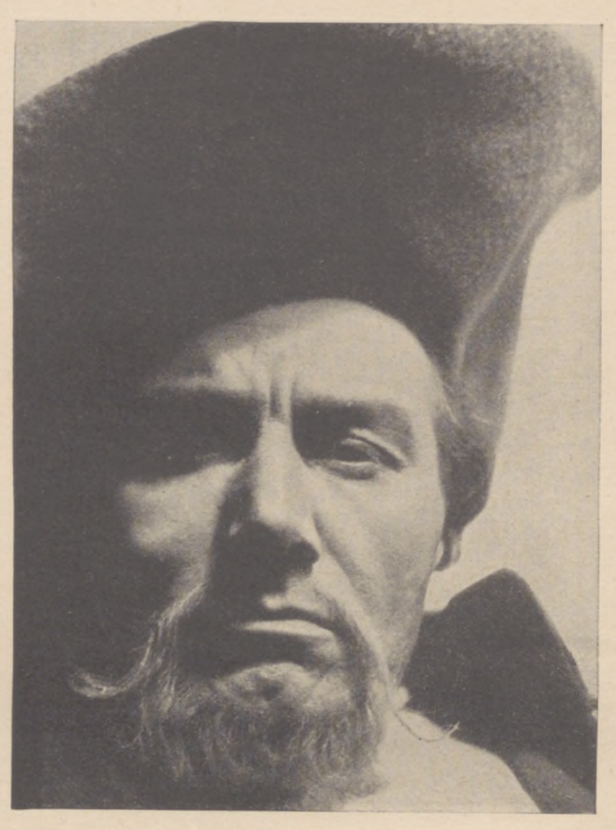
Diese Art der Theaterphotographie ist mir zu sehr dem Zufall ausgeliefert und enthält zuwenig Möglichkeiten, etwas Eigenes zu schaffen. Darum stürze ich, sowie eine Pause ist, hinter die Bühne und falle den Schauspieler oder die Schauspielerin auf dem Wege zur Garderobe wie ein Raubritter an. Das ist nicht etwa einfach. Man muß all seine Energie und Überzeugungskraft in diesem Moment zusammenreißen. Man muß den aufgelösten, müde gespielten, oft schweißtriefenden Schauspieler davon überzeugen, daß es gerade jetzt ungeheuer wichtig ist, ein Bild von ihm zu machen. Gerade jetzt, wo er noch in seiner Rolle lebt, wo sein Gesicht noch gelöst und seine Gedanken in der Welt des Schauspiels sind.

In rasender Eile hab' ich den Apparat in der Garderobe aufgestellt. Schnell wird die kleine kümmerliche Photolampe eingeschaltet. Eine stärkere Birne oder gar zwei würden die Sicherungen durchbrennen lassen — und dann: wehe dir, armer Theaterphotograph!

Aber schon während dieser unvermeidlichen Handgriffe ist man unausgesetzt bemüht, den Kontakt zum Schauspieler und zu seiner Rolle zu bewahren und sein Interesse an der Photographie zu steigern. Wie wichtig ist es dann, das Theaterstück vorher gesehen zu haben! Ein Wort, ein Satz des Darstellers hatten mich besonders beeindruckt. Ich kann ihn daran erinnern. Und gleich ist sie wieder da: die Rolle, und aus ihr der stärkste Moment, der Ausdruck und die eben noch vom Parkett aus stark mitempfundene Geste. Wie gut, daß durch die Rolle des Schauspielers dies alles festgelegt ist, daß mit dem Wort unfehlbar ein bestimmter Ausdruck verbunden ist. Wie gut, daß man die Möglichkeit hat, dem Schauspieler etwas von seiner Rolle zu sagen. Da es zu seinem Beruf gehört, den Kontakt zum Menschen zu suchen, dem er etwas sagen will, hat er



Erika Dannhoff in „Stein unter Steinen“
von Hermann Sudermann



Christian Kayßler als Landgraf Moritz von Hessen in „Der tolle Christian"



Walter Franck als Varus in Kleists
„Hermannschlacht“:
„So kann man blondes Haar und blaue Augen haben und doch so falsch sein wie ein Punier.“

auch stets ein offenes Ohr dafür, etwas über seine Rolle zu hören. Und das ist die Möglichkeit — das ist die Chance, die ich für meine Bilder habe. Auf diesen Augenblick in der engen Künstlergarderobe, deren Luft mit der Rolle des Schauspielers bis zum Bersten gefüllt zu sein scheint — hier konzentriert sich mein ganzes Wollen, mein Herz und mein mir viel zu kleines Können.

Was macht es dann noch, daß man, spätabends nach Hause gekommen, sich die Nacht in der Dunkelkammer und am Retuschepult um die Ohren schlägt. Es ist ja so viel zitternde Aufregung, Angst und Freude damit verbunden. Man arbeitet fast wie im Traum und denkt immer nur das eine: Gleich werde ich sehen, ob das Bild so wurde, wie ich es in meiner Vorstellung sah. Die Finger färben sich braun vom Entwickler, aber das sieht man dann erst beim Grauen des Morgens, wenn man die Bilder für die Schriftleitungen verpackt und sich auf den Weg macht. Als trüge man seine Kinder zu Markte, geht man dann auf die Redaktionen. Man sucht die Bestätigung in den Gesichtern der Schriftleiter — man sucht sie, indem man die Bilder verkauft, und man findet sie schließlich bei ihrem Erscheinen.

Das ist für mich dann der Antrieb zu Neuem — das brauche ich. Denn sobald die fertigen Bilder vor mir liegen, ist die Verbindung zwischen ihnen und mir wie abgeschnitten. Ich selbst kann sie nicht mehr beurteilen, aber bin um so empfänglicher für jedes Urteil eines Dritten. Und je nachdem es ausfällt, heul' ich oder lache ...

Auf Gegenseitigkeit

Eine Erzählung aus dem Theaterleben

Von Gerhard Menzel

Es geht schnell bergauf und auch schnell wieder bergab mit den Menschen.

Der Schauspieler Burke war eines Morgens als berühmter Mann erwacht, ohne daß er etwa am Abend zuvor bei der Premiere eines Kulissenreißers etwas anderes gemacht hätte als das, was er in aller Bescheidenheit bereits seit zwölf Jahren auf dem Theater zu machen pflegte. Alle diese zwölf Jahre hindurch hatte kein Mensch an ihm etwas Besonderes oder gar Außerordentliches entdecken können. Mit einemmal aber hatte man seine persönliche Note ausfindig gemacht. Alle Welt fand ihn fabelhaft. Nichts Wunderbares in dieser Atmosphäre der Launen und Überraschungen.

Am selben Tag noch arrivierte Burke zum Star; zu einem Mitglied also jener Gilde, auf die er zwölf Jahre lang aus der Tiefe herauf wacker geschimpft hatte. Von allen Seiten wurden ihm märchenhafte Verträge angeboten. Anfangs freilich zeigte er sich infolge der Verwunderung über die Plötzlichkeit des Ereignisses noch ein wenig schamhaft. Aber der Mensch gewöhnt sich an alles, selbst an seinen Erfolg, und schon am dritten Tag hatte Burke glücklich den ersten Vertragsbruch hinter sich. Er kam ins Gleis. Übung macht den Meister.

Zwei volle Jahre hatte nun schon Burkes Ruhm gedauert, als ihm eines Abends das Publikum plötzlich und ganz und gar unerwartet die kalte Schulter zeigte.

Nichts Wunderbares in einer Welt, in der man alles einmal satt kriegt.

Es war bei der Premiere eines Kulissenreißers, der sich kraft der ehernen Gesetze der Bühne in nichts von dem unterschied, der die Wiege seines Erfolges geworden war. Schon während des ersten Aktes fühlte Burke ganz deutlich den Widerstand, den ihm das Publikum entgegensetzte. Er war zunächst verblüfft, ungläubig und ratlos. Selbstverständlich kam er nicht auf die Idee, daß es an ihm liegen könnte, weil er sich über ein seltsames, beunruhigendes Gefühl, das ihn schon seit mehreren Tagen peinigte, nicht die mindeste Rechenschaft ablegte. Er glaubte, nicht besser und nicht schlechter zu sein als sonst. Sofort, kaum war er der Feindseligkeit inne geworden, die man ihn spüren ließ, verlor er seine Sicherheit. In der kurzen Pause zwischen dem ersten und zweiten Akt ermunterte er sich zwar selber, indem er sich vorredete, daß er von Einbildungen geplagt würde. Er neigte sogar dazu, an die Anzeichen einer Krankheit zu glauben. Die Folge dieser ausweichenden Überlegungen war, daß er im Anfang des zweiten Aktes seine persönliche Note, die ihn ja berühmt gemacht hatte, forcierte und so alles vollends verdarb. Er spürte, daß die Katastrophe nahe war, wurde immer unsicherer und matter und verzweifelte schließlich.

Mit Mühe brachte man das Stück zu Ende. Es war ein Skandal erster Klasse.

Burke schützte Krankheit vor und verreiste noch in der nämlichen Nacht. Er wußte, was für ihn auf dem Spiel stand, wenn er sich nach einem solchen Durchfall einfach aus dem Staub machte. Aber er sah als ein vor den Kopf geschlagener Mann nach diesem überraschenden und niederschmetternden Fiasko keinen andern Ausweg als die Flucht. Es war im Grund natürlich nichts anderes als die berüchtigte Flucht vor sich selber, die man gewöhnlich in aller Hilflosigkeit aufs Geratewohl unternimmt und bei der nichts herauszukommen pflegt als die Ver-

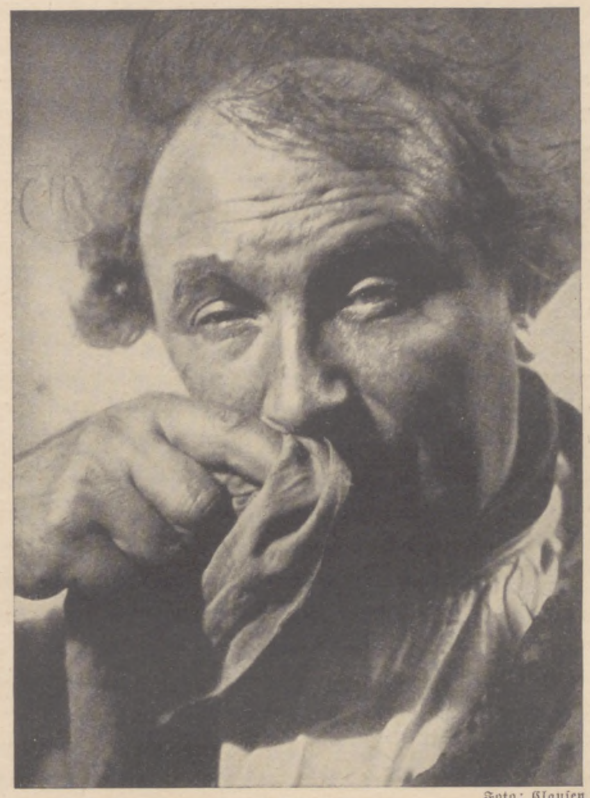


Foto: Clausen

Eugen Klöpfer als Just in Lessings „Minna von Barnhelm“:
„Haben Sie Barmherzigkeit mit mir, mein Herr! Ich hätte mir eher den Tod als meinen Abschied vermutet.“

ewigung eines Katzenjammers. Und unzweifelhaft wäre es auch mit Burke gänzlich aus gewesen, hätten sich nicht jene Extragötter, die nichts anderes zu tun haben, als sich um das Wohl und Wehe der Stars jeglichen Genres zu kümmern, des gestürzten Halbgottes Burke erbarmt.

Diese geheimnisvollen Extragötter, offenbar ein Gremium verstorbener Berühmtheiten, bedienten sich eines erstaunlich einfachen, aber probaten Mittels, Burke aus der Hölle der Verzweiflung in den Himmel der Selbsthochschätzung zurückzuhelfen.

Denn in der Tat war Burke zunächst an sich selbst verzweifelt. Merkwürdig, es zu sagen: ihn marterte das schreckliche Bewußtsein der eigenen Unzulänglichkeit. Und er hätte nicht sagen können, woher ihm dieses ungewöhnliche, peinigende Gefühl gekommen war, ob von außen oder von innen. Er war sich, nachdem die Katastrophe die Form einer Tatsache angenommen hatte, nicht mehr im Zweifel darüber, daß eben dieses Bewußtsein der Unzulänglichkeit schon vor der Premiere in ihm rege geworden war und so schließlich die Ursache seines Mißerfolges wurde. Er erinnerte sich jetzt genau, daß es damit angefangen hatte, daß ihn „der ganze Betrieb ankotzte", wie es im Jargon heißt. Mit einem Wort, er hatte das Zutrauen zu sich selber verloren und war im Handumdrehen eine Beute jener lähmenden Skrupel geworden, die es dem entschlossensten Mann unmöglich machen, geradeaus zu gehen. Vergeblich zerbrach er sich über diese merkwürdige Erscheinung den Kopf. Es war ihm doch nie schwergefallen, viel von sich selber zu halten. Nur so viel wurde ihm klar, daß niemand mehr an ihn glauben würde, wenn er nicht an sich selber zu glauben vermochte.

Als er sich dabei ertappte, wie er den Schlafwagenschaffner mit fast demütiger Liebenswürdigkeit um eine Gefälligkeit bat,

wurde es ihm ganz klar, daß er ein vollkommen erledigter Mann war. Er zog sich scheu ins Abteil zurück und heulte dort vor Mitleid mit sich selbst, im Rhythmus mit den Rädern. Dann bekam er einen echten Wutanfall. Er zerriß zwei kostbare Schlafröcke, die ihm einstmals eine Dame geschenkt hatte. Danach wurde ihm — man wird ihm das nachfühlen können — ein wenig wohler. Er ahnte natürlich nicht im mindesten, daß jetzt schon die Extragötter ihre Hand im Spiel hatten, indem sie seinem Zorn eine andere Richtung gaben. Sie hätten diese unnatürliche und fruchtlose Selbstzerfleischung nicht länger mitansehen können, ohne selber dabei Schaden zu nehmen.

Und wirklich, hatte Burke zuvor — während der Nacht nämlich — gegen sich selber gewütet, jetzt — am Morgen — wütete er schon gegen das Publikum, gegen die Presse und gegen seine Partner. (Gegen den Autor des Stückes zu wüten, hielt er für unter seiner Würde. Man muß sich darüber im klaren sein, daß alle Stücke, die heute geschrieben werden, schlecht sind.) Was blieb ihm schließlich anderes übrig, wenn er sich vor sich selber rechtfertigen wollte? Kein Mensch kann auf die Dauer mit dem Bewußtsein leben, daß er ganz allein an seinem Unglück schuld sei.

Aber der Versuch einer solchen Rechtfertigung mußte mißlingen, solange ihm der Stachel des Unzulänglichkeitsgefühls fest in der Seele saß. Und es war weit und breit kein Androklus da, der sich getraut hätte, dem Löwen Burke den berühmten Liebesdienst zu erweisen.

Diesen Androklus schafften die Extragötter alsbald in der unscheinbaren Gestalt des Schauspielers Bäumer herbei, der im Theater der kleinen Stadt Hallgart als erster Held und Liebhaber eine große Rolle spielte. Burke, der auf seinem Landsitz, von allen guten Geistern verlassen, die qualvollsten Tage seines

Lebens dahinbrachte, war am siebenten Tag seines Aufenthalts in der Hölle untätiger Verzweiflung nach dem nahegelegenen Hallgart gefahren, selber nicht wissend, warum und zu welchem Ende. Den Nachmittag verbrachte er in dem einzigen Kaffeehaus der Stadt, und schon hatte er sich entschlossen, wieder in sein Refugium zurückzukehren, als ihn sein planloser Weg am Hallgarter Stadttheater vorüberführte. Er blieb stehen, betrachtete den Theaterzettel, dessen Anblick ihn faszinierte, und riß ihn schließlich ab, um ihn in Muße zu Hause zu studieren. Daraus wurde freilich nichts. Der erste Held und Liebhaber, Herr Bäumer, hatte nämlich den Plakatfrevel beobachtet und stellte den verwegenen Burke zur Rede. Diese Szene mitten auf dem friedlichen, grasüberwucherten Marktplatz erheiterte den unglücklichen Löwen. Er bekam mit einemmal ein wenig Oberwasser und lud Herrn Bäumer schließlich zum Abendessen im Hallgarter Hof ein, nicht so sehr, weil es ihn nach Gesellschaft gelüstete, sondern weil er sich einen Spaß von dem seltsamen Kauz versprach. Die Extragötter allein wußten, wie nötig er das hatte. Bäumer erkannte erst im Licht der Tischlampe seinen großen, berühmten Kollegen und erstarb sofort in Ehrfurcht. Fünf Minuten darauf aber, als der Ehrfurcht Genüge getan war, öffneten sich wie von selbst die Schleusen seiner Beredsamkeit, und er fing an, sich höchstselbst vor Burke aufzublasen. Er beredete endlich den Kollegen, den dieses Schauspiel ermunterte, in die Vorstellung zu kommen. Man gab „Friederike". Und Herr Bäumer spielte und sang die Partie des Goethe.

Burke amüsierte sich diesen Abend ausgezeichnet. Die Vorstellung überraschte, ja verdutzte ihn fast in all ihrer ihm so fremd gewordenen Naivität und Primitivität. Anfangs freilich fand er alles lächerlich und absurd, allmählich aber wurde ihm ein wenig wärmer, und er vergaß alle Maßstäbe. Er fühlte



Foto: Clausen

Victor de Kowa als Figaro in dem Schauspiel „Figaros Hochzeit“ von Beaumarchais

sich zurückversetzt in die lustigen Zeiten seiner ersten Schritte in dieser Welt des Scheins und der Eitelkeiten, da er selber noch von der überwältigenden Romantik der Verkleidung und der Verstellung befangen gewesen war. Niemals glaubte er den Zauber des Theaterspielens so ursprünglich und mit dem ganzen Anteil seines Herzens empfunden zu haben wie gerade in dieser mediokren und unvollkommenen Vorstellung. Hier gab es keine Müdigkeit, sagte er sich, keinerlei einstudierte Originalität, keine frappante persönliche Note, deren ein Publikum nach Jahresfrist überdrüssig werden muß.

Seine augenblickliche Verblendung vor so viel Bescheidenheit ging sogar so weit, daß er nichts mehr von der Affektiertheit und Unzulänglichkeit der einzelnen Darsteller bemerkte, vielmehr war ihm, als tauche er mit allen seinen Gebrechen in das Wunderbad, aus dem er schon bald, los und ledig aller Übel, strahlend in alter jugendlicher Frische, emporsteigen würde. Unmöglich zu sagen, welchen Anteil hieran das Spiel, welchen Anteil die Situation und die Phantasie Burkes haben mochten.

Nach der Vorstellung, da Burke sich schon zur Flucht gewandt hatte, alle Gedanken, die ihm gekommen waren, einsam in seinem Herzen zu bewegen, erwischte Herr Bäumer doch noch den großen Kollegen, von dessen Anwesenheit er aus Eifersucht und Egoismus niemand ein Sterbenswörtchen gesagt hatte. Burke, ein wenig schwach infolge der ausgestandenen Genüsse, ließ sich überreden, noch einmal in den Hallgarter Hof mitzukommen. Dieser Löwe wäre wirklich imstande gewesen, seinem Androklus davonzulaufen, bevor dieser ihm den Dorn vollends entfernt hatte. Die Extragötter müssen schon etwas List und Gewalt brauchen, damit die Sterblichen sich nicht mitten in der Kur drücken. Denn wirklich glaubte sich Burke bereits genesen, wie wohl auch ein von Zahnschmerzen geplag-

ter Mensch im Wartezimmer des Arztes der Suggestion erliegt, es sei schon alles wieder gut. So fühlte auch Burke schon keine Schmerzen mehr, wiewohl ihm noch immer der Stachel des Unzulänglichkeitsgefühls, der ihn so schmählich hatte straucheln machen, in der Seele saß.

Die Operation dauerte fast drei Stunden, während welcher der nichtsahnende Arzt ein ganzes Menü verzehrte und der nichtsahnende Patient — zusammen mit seinem Arzt — fünf Flaschen Rotspon austrank. Dabei sagten sich beide erst die üblichen Artigkeiten, bis sie den Mund so voll genommen hatten, daß sie nichts mehr kauen noch verdauen konnten außer sich selbst. Sie waren also gezwungen, ein jeder für sich, aufzuschneiden.

Das Verfahren, das die Extragötter anwandten, war, wie man zugeben wird, genial, wie alles, was höchst einfach ist, und sie schlugen sogar zwei Fliegen mit einer Klappe. Burke, der allmählich aus der unzureichenden Narkose der Illusionen erwachte, fand plötzlich mittels des stets zuverlässigen Code der Ironie wie im Schlaf fast seine alte Sicherheit und Selbsthochschätzung wieder: er richtete sich gleichsam an der Inferiorität des andern auf, erhob sich wie ein Luftballon über ihn. Und der Stachel, der ihm so viele Schmerzen bereitet hatte, war entfernt, ehe er sich dessen überhaupt versah. Erst lange danach merkte er es, als er schon wieder ein wenig Sehnsucht nach dem gewohnten Schmerz empfand.

Nichts ist erhebender, als wenn man unter sich blickt und feststellen darf, daß es auch dort noch etlichen Menschen möglich ist, zu existieren. Wir fühlen uns dann auf dem Gipfel und sind der Mühe enthoben, ihn wirklich zu erklimmen. Wichtig allein ist, von sich selbst überzeugt zu sein, seine Position erhaben zu finden und das bange Gefühl der Unzulänglichkeit zu ignorieren. Ist es allzu stark, um es durch bloßes Ignorieren aus der

Welt seiner Einbildung zu schaffen, dann blicke man getrost unter sich. Es wird leicht sein, Menschen ausfindig zu machen, an deren Inferiorität gemessen man ein hochgewachsener Gott ist. Und darauf kommt es an.

Dies ist im übrigen weder Burkes Lebensphilosophie noch die meine. Es ist überhaupt keine Philosophie, sondern nichts als die feinsinnige psychoanalytische Methode der Extragötter, wenn sie in die Geschicke der berühmten Sterblichen helfend eingreifen. Burke selbst, der inzwischen, wie man weiß, jene skandalöse Scharte ausgewetzt hat, die ihn beinah in den Orkus der Vergessenheit geschleudert hätte, wird vielleicht gar nicht in der Lage sein, den tatsächlichen Vorgang zu schildern, im Gegenteil, er wird Bäumers Anteil an der Sache lachend leugnen. Und auch Bäumer, der immer noch am Stadttheater zu Hallgart als erster Held und Liebhaber Triumphe auf seine Art feiert, wird wahrscheinlich niemand sagen können, welchen unendlichen Gewinn an Selbstbewußtsein und ewiger Hoffnung er durch die Begegnung mit seinem großen Kollegen davongetragen hat. Er weiß, was er von diesem Burke zu halten hat, denn er kennt ihn durch und durch. „Nicht weit her mit dem Burschen", pflegt er zu sagen. „Ich kenne ihn gut. Eine taube Nuß." Jedenfalls trägt er seit jenem Tag den Kopf um die gleiche Zentimeterzahl höher wie Burke, der im übrigen vorgibt, sich dieses Bäumer gar nicht mehr zu erinnern.

Burke und Bäumer sind einander keineswegs dankbar. Warum sollten sie es auch sein? Wir leben ja schließlich alle auf Gegenseitigkeit. Indem wir den andern verachten, bekommen wir vor uns selbst jene Achtung, ohne die wir nicht existieren können.

Menschen, die diese Wahrheit nicht auf nüchternen Magen vertragen können, helfen sich am besten mit dem Mitleid, einer gemäßigten Form der Verachtung.



Foto: Clausen

Trude Schoop in einer ihrer Tanzpantomimen, in der sie die Erlebnisse eines Jungen darstellt, der die Welt kennenlernt. Angstvoll und erstaunt stutzt er vor allem Unbekannten



Bilder deutscher Soldatenfrauen

Von O. H. Waibling

Seit den frühesten Zeiten ist Soldatentum stets aufs engste mit dem Frauentum verbunden. Der immer vom Tod bedrohte, männlich-harte Kämpfer und Streiter, der selbst, als Vollstrecker eines Befehls, den Tod bringen muß, ist stark und lebendig an die Frau gebunden. Er bedarf ihrer Liebe, er wünscht ihre Treue; wenn er fern im Kampf steht und seine harten Pflichten erfüllt, gibt ihm der Gedanke an sie Trost und Hoffnung, und das Gefühl, daß auch ihre Gedanken bei ihm weilen, verleiht ihm Kraft und Sicherheit; ja selbst die Frau, deren flüchtigen Liebesblick sein Auge auf dem Marsch durch Stadt und Dorf auffängt, bewegt sein Herz. Die andere Welt, die Welt des Friedens, die der Liebe und der lebenschaffenden Mütterlichkeit ist es, die ihn in diesen Begegnungen erreicht. Ungezählte schöne alte Volks- und Soldatenlieder geben von

diesem Erleben Kunde und feiern Glück und Leid der Soldatenliebe.

Vor solchem Hintergrund sehen wir die Frauen großer deutscher Soldaten, und es lohnt sich wohl, sich wenigstens einiger von ihnen zu erinnern. Denn das Wesen der Frauen, die unsere großen Soldaten sich zu Lebenskameradinnen wählten, vermag uns Wichtiges über ihr eigenes Menschentum auszusagen — mehr noch, diese Frauen haben allein durch ihr stilles Dasein Entscheidendes zu den Taten der Männer beigetragen.

Während aber die Männer im Licht der Geschichte stehen, umstrahlt sind von dem Glanz des Ruhmes und der Unsterblichkeit, während sich um sie Legenden und Anekdoten schlingen, sind die Frauen vielfach halb vergessen. Da ist Katharina Amalie Fürstin Blücher von Wahlstatt. Sie ist zweiundzwanzigjährig, als sie 1795 den zweiundfünfzigjährigen Regimentskommandeur Gebhard Leberecht von Blücher heiratet. Im Jahr 1791 hatte Blücher seine erste Frau durch den Tod verloren. Mit Amalie aber verlebt er bis zu seinem Tod vierundzwanzig Jahre einer sehr glücklichen Ehe. Sie hat es wahrscheinlich nicht immer leicht gehabt, mit diesem leidenschaftlichen und bis ins hohe Alter von jugendlichen Lebenskräften erfüllten Mann. Aber sie, von der wir nur wenig wissen, hat ihn in lichten und dunklen Tagen sicher durch alle Freuden und alle Leiden hindurchgeführt, sie hat ihn in den schweren Stunden der Verzweiflung über des Vaterlandes Not wie in den von Krankheit heimgesuchten Zeiten getröstet und gepflegt. Wenn Blücher im Feld steht, gehen ihre Briefe zu ihm hinaus, und er erwartet sie ungeduldig; er wird unruhig, wenn sie allzulange ausbleiben. Und wenn er selbst zurückschreibt, dann erkundigt er sich fast in jedem dieser in einer grausen Grammatik geschriebenen Zettelchen und Briefchen auf eine sehr rührende

Weise nach ihrem Ergehen. „Liebes Malchen“ oder „Liebes Kind“ redet er sie dann an und erzählt ihr auf eine ganz naive, aber eben darum so frische und ehrlich erstaunte Art seine großen und kleinen Erlebnisse. Er schreibt von seinen Erfolgen und bekennt rührend seine Dankbarkeit gegen Gott. Wie reizvoll sind die Zeilen, in denen er ihr mitteilt, daß der König ihn zum Fürsten erhoben hat: „Nun muß ich Dich bekannt machen, daß trotz allen Widerstreben mich der König den Morgen, wie wir nach Engelland gingen, zum Fürsten ernannte, mit dem Namen Fürst Blücher von der Wahlstatt; meine Söhne sind Grafen Blücher von Wahlstatt. Das Fürstentum erhalte ich in Schlesien, allwo ein Kloster war, das Wahlstatt heißt.“ Oder wie die, da er seinen Einzug in London beschreibt: „Dein Bruder hat mich versprochen, Dich alles zu schreiben, was mit mich vorgeht. Ich kann Dich aber versichern, daß es gleichsam unbeschreiblich ist, denn wo ich nicht beständig von Wachen und Begleitern umgeben bin, so werde ich zerrissen; wenn ich fahre, spannt man mich die Pferde aus und zieht mich. Ich werde unmenschlich fatiguiert, von drei Malern werde ich zugleich gemalen. Noch habe ich mich gar nicht umsehen können.“

In den kurzen Jahren des Friedens, die für Blücher vielfach durch Krankheit gestört waren, pflegte ihn Amalie mit großer Aufopferung. Als der König am Vorabend von Blüchers Tod an seinem Sterbebett erschien, war es ihm ein Trost, seine geliebte Frau der Gnade seines Königs empfehlen zu können.

Weniger noch als von Blüchers Frau ist uns von Johanna Gräfin York von Wartenburg überliefert. Das Bild, das wir veröffentlichen, zeigt sie im Jahr 1824. Nicht ohne Grund hat sie der Künstler neben dem Grabmal sitzend, mit einem Trauerkranz in den Händen und dem Ausdruck des Schmerzes auf ihrem Antlitz dargestellt. Denn diese Frau mußte nicht weniger



Aufnahme: Max Löhrich

Johanna Gräfin York von Wartenburg

als zehn ihrer Kinder hinsterben sehen. Als ihre Tochter Berta bei der Geburt ihres ersten Kindes stirbt und den Eltern nur noch ein einziger Sohn bleibt, schreibt sie an eine Freundin: „Wenn ich auch spät erst Ihnen schriftlich danke für Ihre so herzliche und meinem Herzen wohltuende Teilnahme, so bitte ich Sie, doch zu glauben, daß es das erste Trostgefühl war, was meine Seele empfand, wie ich Ihren so liebevollen Brief erhielt. Mein unaussprechliches Leiden hatte meinen Geist und Körper so zu Boden gedrückt, daß ich, Gott weiß es am besten wie gern, mein Leben mit meiner guten lieben Berta hätte be-

schließen mögen. Doch um diese Wohltat bat ich vergebens; und die Vorsehung, die ja alles wohl macht, hatte recht; ich habe noch Pflichten, mein Mann, mein nun einziger Sohn und das teure Kind meiner geliebten Tochter, das sie mit sterbender Stimme mir vermachte, sind die Bande, die mich an das Leben fesseln. Und so gehe ich mit meinem so tief verwundeten Herzen gebückt unter meinen Leiden die dunkle Bahn meines Lebens geduldig fort. Ich werde ja endlich auch das Ziel erreichen."

Wenig genug ist sonst von ihrem Leben überliefert, denn das Leben Yorks, dieses harten Charakters, dieses ernsten, strengen, zähen und energischen Mannes, von dem sie sagten, daß er „scharf wie gehacktes Eisen" sei, gehört ganz dem Vaterland, ganz dem Beruf. Aus den wenigen uns erhaltenen Briefen beider wissen wir, daß die Ehe glücklich war. York hat Johanna Seidel am 6. Juli 1792 „allein aus Liebe" geheiratet. Sie war eine bürgerliche Kaufmannstochter „ohne Vermögen, aber anmutig und anspruchslos, von weichem, anschmiegsamem Sinn, voll innigster Liebe für ihn". Als man York in der Gesellschaft fragte, was für eine Geborene seine Braut sei, antwortete er mit dem ihm eigenen Stolz: „Gar keine Geborene!"

Von ganz anderer Art als diese beiden Frauen war die Frau des Generals Karl von Clausewitz, des großen Kriegsdeuters und Kriegsdenkers, dessen Werk „Vom Kriege" bis auf den heutigen Tag seine Gültigkeit hat. Mit ihm und Scharnhorst beginnt die Geschichte des neueren deutschen Soldatentums, das in einem besonderen Sinn ein „geistiges Soldatentum" ist. Clausewitz war Scharnhorsts Freund und Schüler, er nannte ihn den „Vater seines Geistes". Ihm und seiner Frau Marie, das hat er immer wieder ausgesprochen, dankte er



Marie von Clausewitz, geb. Gräfin von Brühl

alles, was er war. Marie von Clausewitz war eine Gräfin von Brühl, die Enkelin des berühmten sächsischen Staatsministers und Kunstfreundes Graf von Brühl. Marie war kaum mit besonderer äußerlicher Schönheit begabt, um so größer war ihre innere Schönheit. Die ausgeprägte Herzensbildung, der Seelenadel, die vollendete menschliche und künstlerische Kultur gaben ihrem Wesen seinen seltenen Wert, so daß die Zeitgenossen von ihr mit Bewunderung und Liebe sprachen. Marie von Clausewitz war es, die ihren Mann in die Welt der damaligen großen deutschen Geisteskultur, in die Welt der Kunst und der hohen menschlichen Seelenwerte einführte. Der Brief-

wechsel, den die beiden innerlich reichen Menschen führten, gehört zu den schönsten Briefen, die unser Schrifttum bewahrt. Ein vorbildliches und verpflichtendes Leben hat hier seinen fortwirkenden Ausdruck gefunden. Marie war es auch, die auf das große Werk ihres Mannes entscheidenden Einfluß übte. In ihrem Zimmer, an ihrem Schreibtisch entstand das Werk „Vom Kriege". Alles wurde mit ihr durchgesprochen, viele Seiten hat ihre Hand niedergeschrieben, sie hat es nach dem Wunsch ihres Mannes nach dessen Tod herausgegeben; für uns aber ist es eine ergreifende Tatsache, daß dieses männlichste Buch unseres Schrifttums durch die gemeinsame Arbeit eines seltenen Menschenpaares entstanden ist. Das Schicksal hat dieser Ehe Kinder versagt, aber das Lebenswerk Clausewitz', das nun über ein Jahrhundert die Kriegswissenschaft bestimmt und befruchtet hat und auch in Zukunft bestimmen wird, das harmonische, durchgeistigte und beseelte Leben, das sich in den Briefen fortwirkende Gestalt schuf, haben diese seltene Lebensgemeinschaft in einem höheren Sinn fruchtbar gemacht. Wann immer man sich der großen deutschen Frauengestalten der deutschen Klassik und Romantik erinnert, wird man auch ihrer gedenken müssen.

Ihr verwandt, aber weniger schöpferisch ist Marie von Moltke, die noch ein halbes Kind war, als sie 1841 der damals einundvierzigjährige Helmut von Moltke kennenlernte. Die Briefe, die Moltke an seine Braut und Frau schrieb, sind nicht nur die ausführlichsten, sondern auch die menschlich reichsten und schönsten, die Moltke, der ein großer Briefschreiber war, hinterlassen hat. Aus diesen Briefen tritt uns das Bild seines „lieben Weibchens", wie er oft schreibt, oder seines „lieben Mariechen" entgegen. Sie war eine gerade, tapfere, treue Frau, die ihrem Mann nicht nur sehr viel Liebe und menschliches Ver-



Marie von Moltke, geb. Burt

ständnis entgegenbrachte, die vielmehr auch an seinen Erlebnissen und Arbeiten teilnahm. Die Berufspflichten führten häufig zu längerer Trennung der Gatten. Von seinen Reisen schrieb Moltke die großen, berühmt gewordenen Briefe, in denen er ausführlich seine Eindrücke und Erlebnisse schildert. Moltke war ein Meister der Landschaftsschilderung; in diesen Briefen ist kaum eine Stimmung der Landschaft von der Öde

der Heide über die Anmut stiller Täler, die Erhabenheit der Gebirge bis zum wogenden Meer, die er nicht beschrieben hätte. Aber er hätte diese Briefe nicht so schreiben können, hätte er nicht die Gewißheit gehabt, daß durch sie die geliebte Frau an seinen Erlebnissen teilnahm. Immer wieder kommt trotzdem der Ausruf des Bedauerns, daß sie das alles nicht mit ihm erleben kann, wie es doch das Ideal ihrer Ehegemeinschaft forderte. Sie nimmt als gute Kameradin an allem teil, sie freut sich über Ruhm und Anerkennung, die ihm zuteil werden, aber sie ändert sich darum nicht, sie bleibt bescheiden und zurückgezogen, sie drängt sich nicht vor. Moltke hat sie selbst eine „echte Soldatenfrau" genannt, denn sie war frohgemut und gottergeben, besonnen und treu. Es ist nicht leicht zu sagen, wie groß der wesensbildende Einfluß Maries auf Moltke war, sicher aber ist, daß ihr Dasein, das Frauliche, das Stillhäusliche, das Verstehende ihres Charakters, die Bereitschaft, alle Gedanken und Eindrücke mit ihm zu teilen, wesentlich zu der Ruhe und inneren Größe seiner Natur beigetragen haben, durch die er sich auszeichnete und die mit der Grund seiner soldatischen Taten war. Zu ihrer beider Schmerz hat das Schicksal auch ihnen Kinder versagt, und zum größten Schmerz Moltkes wurde ihm Marie bereits im Jahr 1868 durch den Tod entrissen.

Wieder eine andere Gestalt einer deutschen Soldatenfrau war Gertrud Wilhelmine von Hindenburg. Als Tochter des Generals von Sperling entstammte sie dem altpreußischen Militäradel. Durch ihre Kindheit und ihre Mädchenjahre war sie in derselben Weltanschauung und zu derselben Haltung erzogen worden wie Hindenburg selbst. Einfachheit, Gottesfürchtigkeit, Treue, Liebe zum Vaterland teilt sie mit dem Bräutigam und zukünftigen Gatten, sie ergänzt aber den oft



Der junge Hindenburg mit Frau und Töchterchen

stillen und herben Mann durch ihre Heiterkeit und Froheit, neben seiner körperlichen Wuchtigkeit steht ihre zarte und schlanke Anmut. In einer schönen Harmonie finden sich bei dem Paar die Gegensätze des Männlichen und Weiblichen. Auf dieser Grundlage verläuft auch ihre Ehe kampflos, still und ohne jeden Konflikt, eine ruhige, von Hindenburg so sehr erstrebte einfache Familienhäuslichkeit schaffend. Die Frau ist dem Mann schlichte und treue Kameradin, sie teilt seinen raschen Weg nach aufwärts und zieht sich mit ihm in das stille Hannover zurück. Drei Kinder, zwei Töchter und ein Sohn, sind dem Paar geboren worden. Aber noch einmal sollen die beiden aus der Verborgenheit und Stille gerissen werden. Als der

Gatte zum Retter des Vaterlands wird, rufen auch Unzählige nach der Frau. Fast täglich kommen vom Großen Hauptquartier die Briefe und die Karten des Gatten, täglich gehen die ihren zu ihm hinaus. Sie erlebt die schweren Stunden mit; denn sie weiß, welche Last auf den Schultern ihres Mannes ruht, aber sie darf sich auch an den errungenen Erfolgen freuen. Ohne daß sie es will, fällt auch auf sie das helle Licht, in das ihr Mann durch seine Taten gerückt wurde. Tausende tragen in Briefen bei Gertrud Wilhelmine von Hindenburg ihre Wünsche vor. Der Generalfeldmarschall nennt darum seine stille Wohnung in Hannover, in der seine Frau waltet, das „stellvertretende Hauptquartier". Unzählige ernste und heitere Erlebnisse hat die Frau, aber wie ihr Gatte, so wird auch sie nicht müde, ihre Pflicht und mehr als ihre Pflicht zu tun. Dabei bleibt sie die schlichte Frau, als die sie auch unser Bild darstellt, das sie miteinander in ihrem Heim in Hannover zeigt. Sie werden nicht mehr lange den häuslichen Frieden genießen, die letzte Epoche des Generalfeldmarschalls, in der er noch einmal zum Führer des Volkes wird, wird sie nicht mehr mit ihm teilen. Der Tod reißt sie im Mai 1921 von seiner Seite. Damit ist sehr viel Freude und Lebenskraft von ihm gegangen. Der Feldmarschall ist in diesen Tagen um viele Jahre gealtert. Sein Haar ist schneeweiß geworden, und als er an das Ehrengrab, das die Stadt Hannover für Frau von Hindenburg bereitet hat, tritt, da fühlt jeder, daß ein ungeheurer Schmerz diesen einsamen und eisernen Mann zerbrechen will. Aber er muß noch leben, das Vaterland wird ihn zu neuen Aufgaben rufen. Heute ruhen die Gebeine der treuen Lebenskameradin an der Seite des Feldmarschalls im Tannenbergdenkmal.

Unser letztes Bild zeigt den damaligen Premierleutnant und



Hindenburg mit Frau in Hannover

Brigadeadjutanten Mackensen mit seiner ersten Frau Doris, geborenen von Horn. Fünfundzwanzig Jahre teilte diese Frau das Leben und den raschen militärischen Aufstieg Mackensens. Drei Söhne und eine Tochter wurden dem Paar geschenkt. Kurz nach der silbernen Hochzeit aber starb Doris von Mackensen, in Danzig wurde sie begraben. Die zweite Frau, Leonie Gräfin von der Osten, wurde dem Feldmarschall eine treue Lebensgenossin in seinem arbeitsreichen Lebensabend. Sie umhegt und umsorgt ihn und sein Heim bis auf diesen Tag. Nur wenig Einzelheiten sind naturgemäß aus dem Leben dieser Frauen an die Öffentlichkeit gedrungen, dagegen haben wir das Glück, um die Mutter des Feldmarschalls zu wissen, die den stärksten menschlichen Einfluß auf ihn und sein Leben hatte. Ein ungewöhnlich herzliches Band verband Mutter und Sohn. Von seiner ersten Jugend bis zu ihrem Tod — sie starb fast neunzigjährig im Weltkrieg — empfing sie allsonntäglich einen



Der junge Mackensen mit seiner ersten Frau

Brief ihres Sohnes August, gleichgültig, ob er junger Leutnant oder Feldmarschall war, gleichgültig, ob Frieden war oder Krieg. Diese wunderbare Verbundenheit möge ein Zeugnis für die menschliche Haltung von Mutter und Sohn sein. Einen Tag vor der Vollendung ihres neunundachtzigsten Lebensjahres eilte der Generalfeldmarschall zu ihr, um ihr seine

Glückwünsche persönlich zu bringen. Er berichtet darüber selbst: „Als der Wagen vor dem Haus hielt, erschien in dessen Tür in ihrer weißen Haube die ehrfurchtgebietende, aufrechte Gestalt der heißgeliebten Greisin. Die Freitreppe hinaufeilend, stürzte ich wortlos in ihre Arme. In dieser beiderseits tiefbewegten Umarmung klangen, mit der ganzen Inbrunst eines Mutterherzens geflüstert, die Worte in mein Ohr: ‚Mein liebes Kind!'" Der ergreifende Brief, mit dem Mackensen der Mutter seine Ernennung zum Generalfeldmarschall mitteilt, soll hier wiederholt werden:

„... Nun ist Dein Junge Generalfeldmarschall geworden, hat die höchste Würde erlangt, die einem Soldaten in seinem Beruf beschieden sein kann und hat sie sogar vor dem Feind, also in Betätigung des Zwecks seines Berufes, erworben. Der liebe Gott hat meine Berufswahl und damit mein Leben sichtbar gesegnet. Weit über mein Verdienst und mein Erwarten hat er mich mit Glück überhäuft, von Stufe zu Stufe emporgetragen und mich zum Werkzeug des Sieges gemacht, mit dem er unser Volk begnadet. Ich vermag oft gar nicht zu fassen, daß das alles Wirklichkeit ist, und warum gerade ich es bin, den das Soldatenglück ausgesucht hat. Meine Dankesschuld ist unermeßlich. Und welch ein weiteres Glück, liebe Mutter, daß Du diesen Aufstieg Deines Sohnes, diese Erfüllung seines Berufes noch erlebst! Wenn etwas meiner Freude eine besondere Weihe geben kann, so ist es diese ungewöhnliche Tatsache. Ich erblicke in ihr eine ganz besondere Gnade Gottes und messe Deinen Gebeten einen großen Anteil an den Erfolgen zu, die sich an meinen Namen knüpfen. Wie viel Männer in meinem Alter können noch an eine Mutter schreiben, wie wenige sich noch Kind nennen hören und damit jung fühlen! Ich glaube, Du bist die erste nichtfürstliche Frau in unserem Vaterland, die

einen Sohn als Generalfeldmarschall auf betendem Herzen durchs Leben tragen kann! ..."

Verschieden sind die Gestalten, verschieden das Wesen, die Charaktere der Frauen, die großen deutschen Soldaten durch ihre Liebe zum Schicksal wurden, und doch sind sie alle wie aus einer großen Familie. Sie gleichen sich in der Liebe und der Treue, mit der sie ihren Männern verbunden sind, sie sind sich verwandt in ihrer Frömmigkeit und ihrer Gläubigkeit, in ihrem Willen zum Dienst und ihrem Wissen um die besonderen Pflichten und Aufgaben, die sie als Soldatenfrauen zu erfüllen haben. Sie kennen keinen falschen Egoismus und wissen, daß eine Ehe nur dann Bestand hat, wenn eines dem andern zu dienen versteht. Stolz und demütig zugleich sind sie unsichtbare Dienerinnen am Werke ihrer Männer. Sie alle haben ohne Ausnahme ihr Leben in den Dienst derer gestellt, die sie liebten, wie diese ihrerseits wieder ihr Leben in den Dienst eines Größeren, des Volkes, des Vaterlandes, stellten. Es ist ein Stück deutsches Schicksal, das aus dem Leben dieser Soldatenfrauen spricht. Besser wird der deutsches Soldatentum verstehen und erkennen, der diese Frauen kennengelernt hat. Er wird vor anderem eines erfahren, daß, wie alle große menschliche Lebensleistung, auch großes Soldatentum an großes, reines und starkes Menschentum gebunden ist. Dieses aber bewährt sich am reinsten in der Gemeinschaft mit den Nächsten, vor allem der geliebten Frau.

Aufnahmen von Max Löhrich

Der Schattenriß auf Seite 114 stellt die Fürstin Blücher dar

Das Riff des Kapitäns

Erzählung von Francis Brett Young

Übertragen aus dem Englischen von Ruth Friedrich
Mit Zeichnungen von Kurt Werth

Nie vergesse ich den Morgen auf den Docks von Birkenhead, als ich mich für meine erste Seereise „eintrug". Spät am Nachmittag des vorangegangenen Tages hatte mich in London ein Telegramm erreicht. Ein Mensch namens Ferris, der Schiffsarzt der „Chusan", hatte in letzter Minute schlapp gemacht, Malaria, die er sich in Java aufgelesen hatte. Ob ich mit dem Nachtzug nach Liverpool kommen und am nächsten Morgen an Bord gehen könne. Das Schiff würde bei Flut auslaufen, so etwa um halb neun. Acht Pfund im Monat und einen Bonus bei guter Führung. Ob ich das in so kurzer Zeit schaffen könnte?

Na, ob ich konnte! Das gerade war das Abenteuer, das ich mir seit dem Examen immer gewünscht hatte: die richtige Entschädigung für sechs öde Studienjahre; aber die CSNC. — mit ihrem vollen Namen Cathay Steam Navigation Company genannt — hatte eine lange Anwärterliste, und nun kam das Kabel ganz überraschend. Doch, wenn man jung ist, sind Überraschungen das Salz des Lebens. Mir blieb bis Ladenschluß gerade eine Stunde, um die nötigsten Siebensachen zusammenzusuchen und in einen Zug zu verfrachten, der mich nach Mitternacht in Liverpool absetzte.

Diese Nacht schlief ich nicht. Meine Phantasie war zu erhitzt. Stellen Sie sich vor: Sie sind jung, nicht (beinahe nicht) gebunden, und in weniger als zwölf Stunden unterwegs nach dem Fernsten Osten — Korea, Japan, Manila — und wieder

zurück, der Himmel weiß wann und wie. Die ganze Nacht dröhnte es vom Meer herauf: die Sirenen der großen Schiffe, die sich ihren Weg den Mersey hinauf durch den Nebel suchten. Dieses Abenteuer, sage ich Ihnen, hatte ein Aroma, so einmalig, so unverwischbar wie das der ersten Liebe — den Geschmack, den eine tropische Frucht auf jungfräulichem Gaumen hinterläßt. Wenn Sie auf einer Insel geboren und romantisch veranlagt sind, werden Sie wissen, was ich meine ...

Aber der eigentliche Anfang, am nächsten Morgen, war nicht erhebend. Ein kalter morastiger Kai, so dick vernebelt, daß man den Blauen Peter am Topmast der „Chusan" nicht erkennen



konnte. Das Schiff selber sah unglaublich schmutzig und schäbig aus, mehr wie ein verlassener Kohlendampfer als ein bemanntes Kauffahrteischiff. Und die paar Mann Besatzung (die ich wenigstens dafür hielt), die frierend in dem Schiffahrts-

büro herumlungerten, wie ich, ihr Bündelchen auf der Erde neben sich, ähnelten eher den Überlebenden eines Schiffbruchs als Seeleuten, die für eine neue Reise anheuerten. Es war nur ein halbes Dutzend; die meisten der Mannschaft waren Chinesen, in Hongkong aufgelesen; aber wie sie da waren, sahen sie ebenso zweifelhaft aus wie das Schiff: ein unrasierter, schlechtgelaunter Haufen Kerls, mit hochgeschlagenem Kragen und Wollschals um den bloßen Hals. Zweifellos hatte der eine oder der andere — wohl ihnen! — die Nacht durchgebummelt; jedenfalls wirkte ihre Erscheinung an einem Morgen wie diesem ein bißchen abkühlend. Wenn man drauf und dran ist, mit solcher Gesellschaft sechs Monate eng zusammenzuhausen, wird man kritisch.

Die Glocke der „Chusan" tat acht Schläge. Es war das erste Zeichen von Leben an Bord. Pünktlich auf die Minute erschien im Büro ein Beamter, ein gesetzter junger Mann mit Stahlbrille. Wir schoben alle hinter ihm hinein. Ich wurde aufgefordert, mein Todesurteil für die Dauer der Reise zu unterzeichnen, und tat es begeistert. Dieser Augenblick hatte in der Tat etwas Feierliches. Er machte mich, zum erstenmal in meinem Leben, zum Seemann; zu einem wenn auch nur vorübergehend anerkannten Mitglied der Handelsmarine.

„Na also, denn man an Bord mit uns, Doktor", sagte eine Stimme neben mir. Es schien, nicht nur mir hatten die eben empfangenen Weihen Eindruck gemacht. Eine dieser derben schalumwickelten Gestalten hatte mich angesprochen, in nordenglischem Dialekt und gleich so vertraulich, als hätte er mich all mein Leben lang gekannt. Er sah vielleicht am derbsten und zweifelhaftesten aus von der ganzen Bande; ein vierschrötiges Walroß mittlerer Jahre, mit einem ungepflegten rötlichen

Schnurrbart, auf dem der Flußnebel kleine Wassertropfen abgesetzt hatte.

„Wie ich Sie hier herumstehen sah", sagte er, „dachte ich mir gleich, wer Sie wären. Der alte Ferris, unser gewöhnlicher Schiffsarzt, hat sich da eine scheußliche Sache geholt auf der letzten Reise in Tanjong Priok. Na, die alte ‚Chusan' ist gar nicht so übel. Teakholzdecks und weniger Wanzen als auf den meisten andern. — Ihre erste Reise? Mein Name", fuhr er fort, „ist Blagden. Ich bin Erster Offizier. Wenn Sie Ihr Zeug zusammenhaben, zeig' ich Ihnen Ihre Kabine. Der Alte ist so pünktlich wie ein Zeißchronometer. Er fährt aus der Jacke, wenn noch einer an Land ist und er an Bord kommt."

„Wie heißt er?" fragte ich.

„Der Alte? Kapitän Shellis. Wollen Sie damit sagen, daß Ihnen der Marineober nicht alles von ihm erzählt hat? Ha, das ist, was man so ein Original nennt, der alte Ben Shellis. Schon hundert Jahre bei der Gesellschaft. Das wird seine letzte Reise sein. Großartig, der alte Mann. Himmel, wir tun besser, uns dranzuhalten! Wenn man vom Teufel spricht ..."

Und indem er sich im selben Augenblick seitwärts verzog, überließ mich mein Freund, Mister Blagden, mir selber, und ich stand mit einmal allein mit meinem Schiffskoffer auf dem schlüpfrigen Deck. Durch den Nebel sah ich, wie auf dem Kai unter mir eine wacklige Droschke herankroch. Direkt am Fuß des Laufstegs gab sie ihren Geist auf, und aus ihrem mit Sägespänen bestreuten Innern tauchten zwei Gestalten auf.

Die erste gehörte einer hageren Frau, ungewöhnlich groß und knochig, mit groben Zügen in dem flammend roten Gesicht. Sie trug einen jettbesetzten Pfannkuchen als Hut, der wie ein Krähennest auf ihrem Kopf schwebte. Hinter ihr kam ein magerer kleiner Mann mit einem runden steifen Hut und

einem Gesicht, so grau wie seine Bartkoteletten, mit hohem steifem Kragen und einem marineblauen Anzug, der schrecklich schlecht saß. Er sah so wenig nach einem Seemann aus wie sonstwer. Ohne die Andeutungen des Ersten Offiziers wäre ich nie darauf gekommen, daß diese zwei Erscheinungen Kapitän Shellis, der Herr der „Chusan" und meines Schicksals, und seine Frau waren.

An Land jedenfalls hatte Mistreß Shellis zu befehlen. Sie kommandierte den Droschkenkutscher herum wie ein Kavallerieoffizier. Die erstaunlichste Kollektion von Körben, Schachteln,



Paketen in braunem Packpapier und Kisten wurde aus dem Innern der Droschke auf den lehmigen Kai gezogen. Sie zählte sie systematisch, mit einem knochigen, schwarzbehandschuhten Finger. Dann zog sie, befriedigt, daß die Droschke leer war, ihren Schleier hoch, nahm ihren Mann in die Arme und küßte

ihn so gründlich, daß mir angst und bange um ihn wurde. Man konnte die Vorstellung von Küssen so schlecht mit solchem Drachen vereinigen. Sie küßte ihn vor aller Welt, dann klopfte sie ihm auf den Rücken, als wäre er ein kleiner Junge, der in die Schule geschickt wird; dann zog sie den Schleier wieder herunter, kletterte in die Droschke und fuhr davon. Er stand und sah ihr nach, eine sonderbar feierliche Gestalt, und winkte mit der Hand. Eine schwarzbehandschuhte Riesenpfote winkte zurück aus der Droschke. Es war keine sehr poetische Trennung. Ich ahnte damals nicht, wie schmerzlich ich mich daran erinnern sollte. Aber greifen wir nicht vor. Sobald er den Fuß auf die Schiffsplanken setzte, wurde Kapitän Shellis ein anderer Mann. Es war erstaunlich zu sehen, wie diese unbedeutende Gestalt, die man für den Besitzer eines kleinen obskuren Ladens hätte halten können, sich gebieterisch reckte, als zöge er Kraft aus den schmutzigen Holzplanken, die seinem Befehl unterstanden.

Das graue Gesicht mit den Bartkoteletten nahm, wie er da entlangschritt, den Ausdruck einer ganz besonderen Würde an, dem selbst der kleine steife Hut nichts anhaben konnte. Es zeigte einen so ernsten, ganz nach innen gerichteten Ausdruck, es war so voll tiefer Konzentration, daß ich im Gefühl meiner eigenen Bedeutungslosigkeit es lieber vermeiden wollte, ihm zu begegnen, genau wie Blagden.

*

Ich machte in der Tat Kapitän Shellis' Bekanntschaft erst nach drei Tagen. Von der Herrlichkeit des Meeres, von der ich, nach Art der Landratten, mein halbes Leben lang geträumt hatte, bekam ich in diesen Tagen nur einen trübseligen Zustand beständiger Übelkeit zu spüren, hervorgerufen durch das magenumdrehende Getorkele des betrunkenen Schiffes. Nicht mal der

Ballast der Eisenbahnschienen, die wir für Korea an Bord hatten, konnte es im Gleichgewicht halten. Mir wurde es bitter deutlich, daß man nicht Seemann wird, sondern dazu geboren sein muß. Aber meine Freundschaft mit Blagden, dem Ersten Offizier, wuchs, trotz der Tatsache, daß wir die wechselnde Natur meines Zustandes nicht mit gleichen Augen ansahen. Sein eigenes Rezept gegen Seekrankheit, nämlich ein fettes Stück Schweinefleisch an einer Strippe hinunterzuschlucken, amüsierte ihn bedeutend mehr als mich; aber seine Gegenwart, die stämmige Gestalt, wie sie da von der schwankenden Brücke hinabwehte und mir stürmisch zuwinkte, war so gut wie Medizin.

Blagden war ein geborener Seemann wie nur irgendeiner. Er besaß die Anständigkeit, die Hilfsbereitschaft und Weisheit jener, die gezwungen sind, für ihr eigenes Heil auf beschränktem Raum zu sorgen, mit Kameraden jeder Art und Sorte. Auf See kommst du, sowenig du ihn leiden magst, von einem Schiffsgenossen nicht los. Wenn du da gar nichts weiter lernst, das eine lernst du sicher: mit Menschen fertigwerden.

Und Blagden wurde mit meinem seekranken Menschen fertig. Ich für mein Teil war voller Bewunderung für diesen rauhen, einfachen Mann, der, nicht mehr jung, gezwungen war, sein Brot fern von Frau und Kindern zu verdienen, die er offensichtlich vergötterte. In diesem Familiengefühl wurzelte augenscheinlich das fast väterliche Wohlwollen, mit dem er die ganze Schiffsmannschaft umgab, von den chinesischen Heizern bis herauf zum Kapitän Shellis selber.

Das Verhältnis zwischen Chef und Erstem Offizier — dem Maat, wie der alte Shellis ihn bezeichnete — war sonderbar. Nach außen hin benahm sich Blagden ihm gegenüber mit äußerstem Respekt, artig wie ein Schulbub in Gegenwart des Lehrers, was uns alle unwillkürlich zu der gleichen Haltung

veranlaßte. Im Grund aber, wie ich erfuhr, wenn wir unser langes Garn zusammen während seiner Wachen unten spannen, betrachtete ihn Blagden mit einer väterlichen, leicht belustigten Zuneigung — als eine Art Museumsstück, das einzige tadellose Exemplar, das von einem altmodischen wetterharten Kapitän noch unter Dampf war: ein höchst empfindliches Stück, das er, als gewissenhafter Kustos, sorgfältig abstauben und konservieren mußte.

Soviel ich äußerlich sehen konnte (und weiter kam ich im Augenblick nicht), war die Ansicht des Maats gerechtfertigt. Der alte Shellis schien mir jetzt, wo ich das Schlimmste auf diesem verdammten Atlantischen überwunden hatte, wo die „Chusan" südwärts schaukelte und die Sonnenuntergänge Portugals ihr Backbord bestrahlten, der formvollendeten Miniatur eines typischen Kapitäns aus Wachs zu gleichen. Ich sage absichtlich: aus Wachs. Eine sonderbare Steifheit und Zerbrechlichkeit, etwas Unwirkliches lag in der tadellos adretten Erscheinung des kleinen alten Mannes. Auf einer größeren Figur hätte sein kühner Kopf mit den feingemeißelten Zügen, die an Wagner gemahnten, ungemein eindrucksvoll gewirkt. Aber auch so waren die Proportionen so vollendet, daß die Größe von geringer Bedeutung schien; und sein formvollendetes Auftreten, seine Manieren ließen einen vergessen, daß die „Chusan" ein schmutziger kleiner Kasten von zweitausend Tonnen war. Er präsidierte am Tisch des schäbigen Salons wie ein Admiral auf seinem Flaggschiff oder der Kapitän eines Ozeanriesen. Er heischte — das war das einzig richtige Wort — Respekt. Und, bei Gott, der wurde ihm! Mehr als das, er wurde geliebt, und zwar von jedem von uns. Der alte Shellis, wenn er weiter nichts war, war ein ganz großer Gentleman.

Immer wieder, wenn ich so an ihn denke, kommt mir das

Wort „zerbrechlich" in den Sinn. Wie alt er war, wußte niemand genau, obgleich seine Erzählungen von den wilden Tagen, da Japan noch ein zugesperrtes Land war, auf ein unglaubwürdiges Alter schließen ließen. Aber mein Arztblick sah mehr als die Gebrechlichkeit des Alters. Die wächserne Blässe des feinen Gesichts war krankhaft. Während er am Kopfende des Tisches saß, beobachtete ich ihn genau und bemerkte an seinem knochigen Hals ein verdächtiges Zucken der Halsschlagader, was auf einen Herzfehler schließen ließ und auf die Vermutung, daß das Leben des alten Mannes gefährdeter war, als die andern glaubten. Dies sowie eine gelegentliche Atemnot, die aber nur selten auftrat — denn der alte Shellis kannte augenscheinlich seine Grenzen —, ließen mich fast voraussehen, daß mein guter Freund Blagden sich einmal sehr plötzlich und unerwartet als Kommandanten der „Chusan" wiederfinden würde. Es war natürlich nicht notwendig, dem Ersten Offizier von dieser Möglichkeit zu sprechen. Wenn die Gelegenheit kam, war er durchaus der Mann, ihr zu begegnen. Seine eigene Besorgnis aber galt nicht etwa Kapitän Shellis' schwachem Herzen, sondern dem, was er den „Vogel" des Alten nannte.

*

Dieser Vogel war es, auf den er bei unserer ersten Begegnung verschleiert angespielt hatte, als er mich gefragt hatte, ob mir der Marineoberarzt nichts von der Wunderlichkeit des Kapitäns erzählt hatte. Er hatte aber nicht. Ich war ja von heut auf morgen sozusagen dem Schiff zugeteilt worden, ohne alle Vorbereitung bis auf eine ganz kurze Vorbesprechung. Aber da die Sache allgemein bekannt und in der Tat ein stehender Scherz bei den CSNC.-Mannschaften war, hielt Blagden es für seine Pflicht, mich „einzuweihen", wie er sagte.

Hier also, um es kurz zu machen, die Geschichte vom Riff des Kapitäns Shellis. Auf einer seiner Chinafahrten in grüner Jugend, der Himmel weiß, wie viele Jahre vor der jetzigen Reise, hatte der alte Shellis, damals zweiter Maat, an irgendeinem auf der Karte nicht verzeichneten Hindernis in der Wasserwüste des Gelben Meeres Schiffbruch erlitten, irgendwo zwischen der Mündung des Jangtsekiang und der koreanischen Küste. Das Unglück hatte in einer sternklaren Nacht, bei völliger Windstille stattgefunden. Die Besatzung sah sich gezwungen, das sinkende Schiff zu verlassen, und sechs von ihnen hatten unvorstellbare Qualen auf einem winzigen Eiland erduldet, von denen die zwei Überlebenden, einer davon Shellis, zehn Tage später in einem Zustand von Delirium aufgefunden wurden. Dieser Vorgeschmack der Hölle hatte — wie nur zu erklärlich — tiefe Spuren in der Seele des jungen Shellis hinterlassen. Daß er das überhaupt gesund überstanden hatte, grenzte an ein Wunder. Blagdens Meinung nach hatte er es nicht gesund überstanden. Im gewöhnlichen Sinne des Wortes freilich, das versicherte er mir, gab es keinen gesünderen Mann auf See als den Kapitän der „Chusan"; aber bei diesem einen Punkt war offensichtlich eine Schraube los bei ihm.

Bevor sie das Schiff verlassen mußten, erzählte Blagden, hatte der junge Shellis noch eine astronomische Beobachtung machen können. Was auch immer das Schiff gerammt haben mochte — und er war überzeugt, daß es ein Riff gewesen war —, er war in der Lage, die genaue Position anzugeben. Sobald er seine Kräfte und seinen Verstand — soviel ihm davon geblieben war — wieder beisammen gehabt hatte, hatte Shellis der Admiralität genau Bericht erstattet, in der Annahme, diese wichtige Entdeckung würde in der nächsten Ausgabe des „China Pilot" Aufnahme finden. Aber die Admiralität, wie sie nun

einmal ist, tat nichts dergleichen. Zweifellos hatte sie Shellis' Bericht zu den Akten genommen. Zweifellos, sagte Blagden, hatte, als sie das nächstemal ein Vermessungsschiff nach dem Gelben Meer schickte, der diensthabende Offizier die gefährliche Stelle untersucht. Doch hatte man das Riff bis heutigen Tages weder wiedergefunden noch auf irgendeiner Karte verzeichnet.

„Natürlich", erzählte mir Blagden, „nahm der Alte das schwer. Die ganze grausliche Sache war so gespenstisch gewesen, daß er an nichts anderes denken konnte. Er hatte die Hölle durchgemacht — fast Leben und Verstand verloren, und diese verfluchten Behörden zu Haus behandelten seinen Bericht, der ja schließlich unter großer persönlicher Gefahr und zum Wohl der andern Menschen zustande gekommen war, wie die Schilderung eines bösen Traums! Darüber brütete er nun; ich stelle mir vor, er wurde schließlich etwas lästig damit, nicht der Admiralität, die konnte sich ja vor ihm retten, aber andern Leuten, die das nicht konnten. Es wurde ihm unmöglich, sehen Sie, sich selber zu entrinnen. Sie wissen ja, wie ein Seemann lebt — besonders wenn er ein Schiff kommandiert. Mit seinen Offizieren kann er sich nicht gut befreunden, das geht nicht, er ist ganz und gar auf sich angewiesen, seine Gedanken drehen sich um ihn selber, Circulus vitiosus, oder wie Sie das nennen. Ja ... wenn Ihre Gedanken sich mal an etwas festgebissen haben, können sie nicht mehr davon los."

Und so war es Shellis gegangen, wie mir der Maat erzählte. Außerordentlich verständnisvoll übrigens. Dieser ungewöhnliche Seebär war taktvoll, unglaublich taktvoll. Für ihn war nichts Komisches in der Besessenheit des Alten. Es war eben ein Mißgeschick wie Schielaugen oder O-Beine. Nur eben, daß diese geistige Abnormität unglücklicherweise tiefer ging. „Dieses

gesegnete Riff", sagte er, „ist zu der wichtigsten Sache im Leben des alten Shellis geworden. Er wartet beständig darauf, daß irgendein Schiff da mal aufläuft. Darum greift er, sobald die Zeitungen an Bord kommen, immer zuerst nach der Lloydschen Verlustliste. Ich habe ihn beobachtet, ich weiß es. Ich könnte fast wetten, es würde ihm nichts ausmachen, wenn wirklich so etwas passierte. Das ist eine Sache, bei der allgemein menschliche Gefühle nicht mitsprechen, und er würde sein Leben drum geben, um sagen zu können: Seht ihr, ich hab's euch gleich gesagt ...! Obwohl es wirklich keinen reizenderen, freundlicheren alten Seebären in der ganzen Gesellschaft gibt. Ich bin mit den meisten als Schiffsmaat gefahren und weiß, was ich sage."

„Es scheint das zu sein", meinte ich, „was wir eine fixe Idee nennen."

„Das scheint das richtige Wort dafür, Doktor", sagte Blagden grimmig. „Es ist jedenfalls eine verfluchte Geschichte. Es macht einen überall lächerlich. Das Ding hat ihn zum Gespött des ganzen Ostens gemacht. Wenn Sie in irgendeinem Klub zwischen Penang und Jokohama den Namen des Alten nennen, können Sie sicher sein, Gelächter zu erregen. Er weiß es nicht, der arme Teufel, und das macht mich ganz verrückt. Wieso? Weil ich ihn gern hab'; weil ich ihn verdammt hochschätze. Und das schlimmste ist, je älter er wird, um so fester glaubt er dran. Diese lächerlichen paar Quadratmeter im Gelben Meer sind für ihn das einzig Wichtige in der ganzen Schiffahrt geworden." —

„Sie glauben also nicht", fragte ich, „daß dieses Riff wirklich existiert?"

„Antwort gibt die Redaktion dieses Blattes ...", erwiderte der Maat düster. „In diesen seichten Gewässern läßt sich das

schwer sagen. Natürlich ist es möglich, daß da vor fünfzig Jahren ein Riff war. Es liegt ja da in der Gegend der japanischen vulkanischen Zone. Da herum passieren ja immer mal komische Dinge. Alle paar Tage taucht da mal eine Insel auf und wieder unter. Aber die Marinevermessungen sind gewöhnlich sehr zuverlässig. Wenn die behaupten, da wäre nichts, bin ich bereit, ihnen zu glauben, desgleichen die Schiffseigentümer, und das ist wichtiger. Wenn ich auf etwas aufsitze" — er faßte rasch Holz an — „was ihrer Meinung nach gar nicht vorhanden ist, so ist das ihr Verderben, nicht meins ... sozusagen", fügte er hinzu, weil ihm wohl zu spät erst klar wurde, wessen Verderben das wirklich sein würde.

„Augenscheinlich war es vor allem beinah das Verderben des alten Shellis."

„Schon, schon, ich weiß nicht recht. Der arme Bursche war ja etwas durcheinander, als sie ihn retteten. Ich will nicht sagen, daß er alles geträumt hat, aber wenn — dann ist er seitdem nicht mehr richtig aufgewacht. Nicht daß ich etwas dagegen hätte. Es schadet ja niemand. Nur ..." Er schwieg eine Weile. „Na, das ist seine letzte Reise. Die Gesellschaft hält es an der Zeit, daß er sich zur Ruhe setzt. Sie legen Wert darauf, einen der jüngeren Leute dranzulassen. In Wahrheit — aber bitte ganz vertraulich unter uns — ist mir das Kommando dieses Schiffes versprochen worden, wenn er abgeht. Ich möchte so gern, daß für den Alten alles recht reibungslos abläuft, ihm auf alle Fälle einen guten ‚Abgang' verschaffen. Darum ziehe ich Sie ins Vertrauen, Doktor. Er ist nicht wie immer. Irgend etwas ganz Komisches ist in seinem Benehmen. Keiner, der ihn nicht so genau kennt wie ich, würde etwas merken. Ich kann Ihnen nicht mal beschreiben, was es eigentlich ist. Ich hab' ein Gefühl, als ob ..." Er verstummte plötzlich.

„Sie haben allerlei Gefühle, Blagden", sagte ich. „Wirklich, Sie sind sehr sensibel."

Er sah mich spöttisch an, ungewiß, ob das ein Kompliment sein sollte. „Sehen Sie", fuhr er fort, „da kommt noch was anderes hinzu. Das ist das erste Mal, daß der Alte wieder nach dem Gelben Meer geschickt wird, seit er damals dort verunglückte. Sobald wir Schanghai verlassen, kommen wir ganz nahe dran vorbei, an der Stelle, meine ich, wo er sich einbildet, daß dort das Riff sei. Er mag recht haben, aber er mag auch ..." Blagden schüttelte ernst den Kopf. „Jedenfalls", sagte er, „müssen wir uns alle sehr zusammennehmen. Ich hab' Ihnen das alles erzählt, weil es Sie als Arzt vielleicht ebenso angeht wie mich. An seinem Gesundheitszustand haben Sie doch wohl nichts bemerkt?" fragte er besorgt.

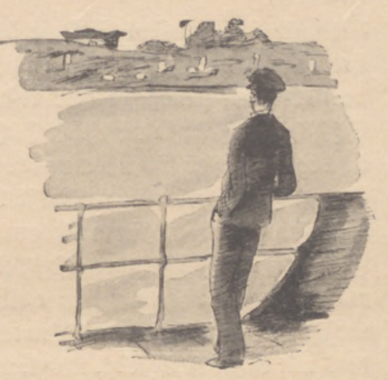
Ich hatte, wie schon gesagt, etwas bemerkt; aber es schien mir kein Grund vorhanden, Blagdens teilnehmende Besorgnis noch zu erhöhen. „Er ist natürlich kein junger Mann mehr", war alles, was ich darauf sagte.

„Na also", sagte Blagden, „früher oder später wird er Ihnen bestimmt selber von seinem Riff erzählen. Jetzt, wo Sie vorbereitet sind, werden Sie ja wissen, wie Sie sich zu verhalten haben, nicht wahr?"

*

Ich dankte ihm. Ein paar Wochen hörte ich nichts mehr vom Riff des alten Shellis, und der Kapitän selbst gab keinerlei Anzeichen, davon sprechen zu wollen. Die ganze Zeit über war mein Geist hingenommen, erregt und verzaubert von einer Reihe von Bildern, die mir heute noch gegenwärtig sind: Gibraltar, grau und riesenhaft gegen die Morgendämmerung; das schneebedeckte Kreta, flammend im Feuer des Sonnen-

untergangs; Port Said, wo zum erstenmal der Duft des Ostens aufsteigt; die rosenfarbenen Gipfel des Sinai in ihrer mondbeschienenen Einsamkeit; Colombo, unter einer vertikalen Sonne dahinschmelzend.



Um diese Zeit war mir die „Chusan", dieser vermaledeite Kasten, dessen Schmuddligkeit mich in Birkenhead so deprimiert hatte, schon zu einer zweiten Heimat geworden, zu einer vertrauten Welt, die ich von oben bis unten genau kannte, vom Logis an, wo die chinesische Besatzung rauchte und spielte, bis zum Maschinenraum, aus dem das gigantische Stampfen drang, das noch durch meine Träume dröhnte. Sie war eine Art Zauberteppich, der mich zum Herrn all der Wunder machte, die meine Kameraden so gleichgültig hinnahmen. Die „Chusan" selbst bedeutete ihnen nichts weiter als ein Büro oder eine Werkstatt, die sich auf vorgeschriebenem Kurs mit elender Zehnknotengeschwindigkeit fortbewegte. Die Häfen, die wir berührten, bedeuteten Briefe aus der Heimat, frisches Gemüse oder ein flüchtiges Vergnügen an exotischer Weiblichkeit. Sie waren alle, jeder auf seine Weise, brave Burschen und hatten ihren harmlosen Spaß an meiner romantischen Ader, so daß ich zu der Zeit, als wir in Penang anlegten, mit jedem einzigen von ihnen sozusagen gut Freund war.

Mit jedem, sollte ich sagen, ausgenommen Kapitän Shellis. Nicht, als ob er es gegen mich an seiner gewöhnlichen Höflich-

keit hätte fehlen lassen. Er hatte bessere Manieren als jeder Herzog meiner näheren Bekanntschaft. Aber der Arzt, wie ich noch erfahren sollte, hat eine besondere Stellung in einer Schiffsgesellschaft. Unter diesen Fachleuten wird er als Dilettant betrachtet; obgleich einer von der Besatzung, ist er niemals eigentlich ein Seemann; obwohl der Autorität des Chefs unterstellt, ist er auf seinem eigenen unbestrittenen Gebiet ein Fachmann. Er gehört, kurz gesagt, einer fremden, einer Landrattenwelt an. Kam noch, in meinem eigenen Fall, meine verflixte Jugend hinzu, verglichen mit den übrigen und besonders mit Kapitän Shellis. Wir waren durch so viele Lebensjahre und durch eine so verschiedene Erfahrung voneinander getrennt, daß ich kaum erwarten konnte, von ihm mit seiner näheren Freundschaft beehrt zu werden, die er doch andern versagte. Ich denke an ihn zurück als an eine ferne Gestalt — eine kerzengerade Silhouette, bewegungslos auf der Brücke stehend gegen einen glühblauen Himmel.

Die Tatsache aber blieb bestehen, daß der Arzt das einzige Mitglied der Schiffsgesellschaft war, mit dem der Kapitän sich näher anfreunden durfte, ohne an Autorität einzubüßen. Das Geheimnis um diesen würdigen kleinen Mann, seine Verschlossenheit interessierte mich. Ich wünschte mir so sehr, ganz im Schiffsleben aufzugehen, mich meiner Vorrechte zu begeben — soweit sie bestanden —, daß seine formelle Art mich etwas enttäuschte. Und so empfand ich es wirklich als eine verblüffende Auszeichnung, als in Penang der alte Shellis mich einlud, mit ihm an Land zu gehen.

Einen entzückenderen Gastgeber kann man sich unmöglich vorstellen. Obgleich die Zusammenstellung von europäischer Sonntagskleidung und einem weißen Tropenhelm ihm etwas von der Würde nahm, die er mit seiner Uniform zugleich an-

legte, fühlte ich mich durch seine Gesellschaft geschmeichelt. Er hatte diesen Teil des Ostens nicht umsonst vierzig geschlagene Jahre hintereinander besucht. Wohin auch unsere Rikschah kam, wurde er feierlich gegrüßt. Ernste chinesische Kaufleute verbeugten sich auf ihrer Türschwelle vor ihm; eurasische Schreiber zogen ihre Hüte; sogar die Rikschahkulis erkannten ihn. Ich



merkte, ich war in Gesellschaft einer Persönlichkeit — und das war ich ja auch.

Er machte großartig die Honneurs: frühstückte mit mir im Klub einen Curry, wie ich ihn noch nie gegessen hatte, schlug dann, für den Nachmittag, eine Fahrt zu den Hügeln hinauf vor. Die Erinnerung an diesen Ausflug steht lebhaft vor mir: die sanft ansteigende, palmenbeschattete Straße; die Vorstadt-

villen der reichen Chinesen; ein ebenes Feld, bedeckt mit frisch eingefärbten indigoblauen Kleidern, die zum Trocknen ausgebreitet waren; das Lächeln eines faulen Ochsentreibers, dessen Zähne blutrot vom Betelnußkauen gefärbt waren — und das alles geschwängert von der heißen würzigen Luft des Malaiischen Archipels, die so mit Feuchtigkeit geladen war, daß mein Skalp unter dem neugekauften Tropenhelm weh tat.

Wir fuhren den größten Teil der Zeit schweigend dahin und stiegen endlich unter dem Schatten mächtiger, unbekannter Bäume aus, wo neben einem kleinen weißen Hindutempel der alte Mann ganz unerwartet sein Herz mir ausschüttete.

Natürlich wußte ich, was kam. Er erzählte mir die Geschichte seines Riffs. Sehr ähnlich, wie Blagden sie erzählt hatte. Zögernd erst, als ob er spüre, ich sei zu jung, um mich dafür zu interessieren, oder als hörte ich nur vom Standpunkt des Psychiaters aus ihm zu. Also wenn dieser alte Mann verrückt war, so hatte er guten Grund dazu. Er sprach wie gewöhnlich, einfach, höflich, präzis; aber so direkt aus seinem Mund lebten die vergangenen Schrecken mit einer Unmittelbarkeit wieder auf, die sie in Blagdens Erzählungen nie gehabt hatten. Wenn ich es hätte niederschreiben können, Wort für Wort, wie er es erzählte, würden Sie es für ein Meisterstück dichterischer Phantasie erklärt haben. Ach, ich kann es nicht! Alles, was mir jetzt noch davon geblieben ist, ist die nicht wiederzugebende Atmosphäre von etwas Grauenhaftem, von einer unentrinnbaren Verlassenheit — so gegenwärtig und zwingend wurde das Erlebnis, daß alles Bewußtsein von meiner wirklichen Umgebung, dem weißgetünchten Tempel, den Girlanden aus exotischem Blattwerk, mir schwand. „An diesem Punkt angelangt“, hörte ich Shellis sagen, „merkte ich, daß der Quartiermeister und ich einander fast gierig betrachteten. Wir waren

keine zivilisierten menschlichen Wesen mehr — nur noch hungrige Kannibalen. Ich beschloß, daß, wenn einer getötet und verspeist werden sollte, ich das lieber sein wollte."

Er erzählte mir diese gespenstischen Einzelheiten mit einer kühlen, etwas abwesenden Unbeteiligtheit. Erst als er von diesen Dingen auf seine Verhandlungen mit der Admiralität zu sprechen kam, auf die geringschätzige Behandlung seines Berichts, kam seine glühende innere Erregung zum Vorschein. Seine Lippen zitterten beim Sprechen; seine Blässe nahm zu; seine Halsschlagader klopfte heftiger; der Atem kam und ging in raschen mühseligen Stößen. Wenn meine Diagnose stimmte, war diese Erregung gefährlich. Konnte ich wohl, ohne ihn zu beunruhigen, etwas dagegen tun? Mit einem Seufzer, der eher einem Schaudern glich, fuhr er ruhiger fort: „Alles das sind indessen alte Geschichten", sagte er. „Bis vor kurzem hatte ich mich ganz damit abgefunden — ja, vollständig abgefunden. Die einzige Person, mit der ich in letzter Zeit über die Sache gesprochen habe, war meine liebe Frau." Ich hatte im Augenblick den knochigen Drachen mit dem roten Gesicht vor mir, der ihn so liebevoll in Birkenhead an Bord gebracht hatte. „Aber neuerdings", fuhr er fort, „bin ich gezwungen, mehr als gut ist, darüber nachzudenken. Es scheint kurios, daß ich



auf dieser meiner letzten Reise — denn die Gesellschaft möchte, daß ich mich zur Ruhe setze — von Berufs wegen an genau denselben Fleck geschickt werde, wo ich vor fünfzig Jahren Schiffbruch erlitt. Die Gesellschaft ist in Navigationsangelegenheiten sehr genau. Der Kurs, den wir von Wusung nach Tschemulpo nehmen sollen, ist direkt in Richtung des Riffs, von dem ich weiß, daß es existiert. Da gibt es nicht den kleinsten Irrtum bei meinen Beobachtungen. Ich könnte diesen Punkt auf der Karte mit einer Nadelspitze bezeichnen. Es ist 36 Minuten 12 Sekunden nördlicher Breite und 125 Minuten 23 Sekunden östlicher. Nun ist mein Bordbuch so sauber wie nur eins in der ganzen Handelsmarine. Ich habe nie das geringste Pech bei all meinen Fahrten gehabt. Wenn ich nicht, auf dieser allerletzten Reise, mein Schiff einbüße!"

„Betrachten wir alle beiden Seiten", fuhr er in neuer Erregung fort. „Ich bin Angestellter der Gesellschaft, stehe unter ihrem Befehl. Wenn ich diesem Befehl gehorche, stehe ich davor, das Schiff der Gesellschaft einzubüßen. Nicht nur das: ich verderbe meine ganze Karriere zu guter Letzt. Auf der andern Seite" — er lächelte bitter — „wird der Verlust meines Schiffes andern eine Warnung sein. Möglicherweise rettet das eine Menge Menschenleben. Und wenn es zu nichts weiter gut ist" — das sagte er in einem boshaft-leidenschaftlichen Ton —, „so wird es der Admiralität eine recht notwendige Lektion in gutem Benehmen erteilen!"

Im Übermaß der Erregung packte er mich beim Sprechen am Arm. Dann gaben die Finger, die mich umkrallt hatten, nach. Dann schwankte er, fiel hintenüber und rollte, ein trauriges Häufchen, den Abhang hinunter. In diesem Augenblick, glaube ich, muß ich so weiß geworden sein wie der alte Shellis. Ich sah mich schon fortrennen, Hilfe holen und einen toten

Mann zum Schiff zurückbringen. Eine Sekunde sah es fast so aus, als sei er schon tot. Dann öffnete er mit verwirrender Plötzlichkeit die Augen. Sie waren trüb und farblos.

„Ein kleiner Anfall", flüsterte er. „Ich habe mich zu sehr aufgeregt."

„Um Gottes willen verhalten Sie sich jetzt ruhig! Bewegen Sie sich nicht, denken Sie nicht; versuchen Sie, diese Geschichte aus dem Kopf zu bekommen!" So flehte ich ihn an.

Er lächelte schwach. „Sie wissen nicht, was Sie reden, Doktor. Aus dem Kopf bekommen? Jede Minute rückt es doch näher — immer näher!"

Ich hieß ihn sich auf meinen Arm stützen, als ich ihn zum „Gharri" zurückbrachte. In der Stadt und auf dem „Sampan", der uns zum Schiff zurückfuhr, wies er meine Hilfe zurück; er war wieder ganz Kapitän und mißbilligte mein Dazwischentreten.

An diesem Abend aber bestand ich in meiner Eigenschaft als Arzt darauf, ihn zu untersuchen. Ich fand leider mehr, als ich vermutet hatte: einen ernsten Herzklappenfehler älteren Datums. Vielleicht war es die krampfhafte Anspannung bei herabgeminderter Widerstandskraft, während er auf jenem chinesischen Inselchen ausgesetzt war, die es der Krankheit erleichtert hatte, sich hier festzusetzen. Jedenfalls war seine Lebenskraft gefährdeter, als ich angenommen hatte. Er muß das im Unterbewußtsein schon gewußt haben; und dies Wissen darum erklärte die Gemessenheit und Regelmäßigkeit seiner Lebensführung. Es erklärte auch die besondere Sorgfalt, mit der Mistreß Shellis seinen gebrechlichen alten Körper auf der „Chusan" in Birkenhead verfrachtet hatte. Vor einem wenigstens war ich nun klar und deutlich gewarnt worden: ich wußte jetzt, daß jede plötzliche Aufregung ihm den Tod bringen

konnte. Es war einfach meine Pflicht, diese Besorgnis Blagden anzuvertrauen.

„Ja, aber was können wir nur tun, was können wir dagegen tun?" fragte er beständig.

Ja, was konnten wir tun? Da war im Augenblick gar nichts zu tun. Wir konnten nichts tun als warten. Und jeden Augenblick, wie der alte Shellis gesagt hatte, rückte es näher ...

*

Wir verließen Schanghai am chinesischen Neujahrstag. Ich besinne mich gut darauf, denn unsere chinesische Mannschaft benutzte die Gelegenheit, sich wie verrückt zu gebärden. Der „Comprador" hatte ihnen ein scheußliches Ferkel an Bord geschickt, ganz mit einer verdächtigen gelben Glasur überzogen. Mir wurde bei dem Anblick übel, denn als wir bei Wusung vorüberdampften, sah ich da lebende Schweine zwischen den offenen Gräbern herumschnüffeln, die längs des Schanghaiflusses sichtbar werden, was mir, im Hinblick auf die Orgien der Mannschaft, den Gedanken an eine Art Kannibalismus aus zweiter Hand nahelegte. An diesem Abend ging es im Logis bei Raketen und Feuerwerk geräuschvoll zu. Ein Geruch von Räucherkerzen und säuerlichem Opium durchzog das Schiff — zwei Quartiermeister lagen schon betrunken in ihren Kojen.

Seit dem Tag seines Anfalls in Penang schien der alte Shellis sich völlig erholt zu haben. Nicht nur machte er mir jede weitere Annäherung unmöglich, er schien mich geradezu zu meiden. Seine Seelenruhe wirkte fast unnatürlich, obwohl sie anscheinend so gut gespielt war, daß sogar der scharfblickende Blagden darauf hineinfiel.

„Sie müssen dem Alten schön Angst gemacht haben", sagte

er. „Oder er muß sonst einen heilsamen Schrecken an jenem Nachmittag davongetragen haben. Aber was es auch sei, ich bin's zufrieden. Je ruhiger er sich verhält, um so besser für uns alle."

Hinter der Jangtsemündung kamen wir in dicken Nebel, der den Alten fast ununterbrochen auf der Brücke festnagelte. Das Wasser des Archipels war besät mit Fischerbooten, und in diesen Tagen, als der Japs begann, mit seinen Seglern den Küstenhandel zu erweitern, war immer Gefahr, daß solch alte Badewanne, die in Europa billig gekauft und acht Groschen wert war, vor unsern Bug kam und Harakiri beging, couragiert und leichtsinnig wie sie waren. Die ängstliche Spannung dieser achtundvierzig Stunden, die Verzögerung machte sich jedem fühlbar. Der alte Shellis war kaum sichtbar; nahm alle Mahlzeiten auf der Brücke und machte dem armen Blagden, soviel man hörte, das Leben zur Hölle.

Am dritten Morgen war der Nebel völlig geschwunden. Die Sonne stieg klar über der ruhig glänzenden See herauf — die nicht das Blau der großen Tiefe zeigte, wie weiter südlich, wo die fliegenden Fische drüberspritzen, sondern eine leuchtend seidige Fläche, zwischen Ocker und Silber, die noch hier Spuren der gelben Flüsse zeigte, ebenso wie der Schlamm des Severn den Bristolkanal färbt. Nun begriff ich, warum es das Gelbe Meer genannt wird. Aber die sonnige, wenn auch kalte, trockene Luft und die Tatsache, daß die „Chusan" nicht mehr heulend durch Nebel kroch und ihre normale — wenn auch wenig imponierende — Geschwindigkeit wieder aufgenommen hatte, genügte, um uns die Last von der Seele zu nehmen. Ein unrasierter, aber vergnügter Blagden entschädigte sich für die verlorene Zeit und futterte gründlich am Frühstückstisch.

„Na, Gott sei Dank, das ist hinter uns!" gratulierte er sich

selber, indem er die knusprige Schweineschwarte beiseiteschob.

„Und wie steht die andere Sache?" erinnerte ich ihn. „Wir müssen doch näher kommen. Ist der Alte gut in Form?"

„O Gott, Doktor, sprechen Sie nicht davon!" erwiderte er. „Er sieht nicht übermäßig schlecht aus. Was er und ich jetzt brauchen, ist eine Portion Schlaf. Der ‚Dritte' macht meine Wache."

An jenem Morgen verrieten die Töne, die durch die Bretterwand zwischen unsern beiden Kabinen hörbar wurden, daß Blagden seine „Portion Schlaf" bekam. Der alte Shellis, nahm ich an, war in ähnlicher Weise beschäftigt. Er zeigte sich nicht zu Mittag; aber das war nichts Ungewöhnliches. Während der Hundewache aber, als Blagden und ich rauchend in der Nachmittagssonne saßen, erschien der chinesische Diener des Kapitäns mit einer Botschaft bei uns. Blagden und der Maschinenmeister sollten sofort in die Kabine vom Alten kommen. „Wieder was los!" sagte Blagden brummig und klopfte seine Pfeife aus.

Als er eine halbe Stunde später wiederkam, war kein Zweifel mehr daran. Ich hatte nie zuvor einen solchen Ausdruck ratlosen Unbehagens auf seinem derben, vergnügten Gesicht gesehen. Das Lächeln, mit dem ich ihm entgegenging, erwiderte er nicht. „Moment, Doktor, ich muß mit Ihnen reden", sagte er.

Er zog mich den Gang entlang in seine Kabine; schloß dann die Tür geheimnisvoll ab und setzte sich mit einem schweren Seufzer. Mit einer verzweifelten Geste hob er die Hände und ließ sie wieder sinken.

„Also das schlägt dem Faß den Boden aus", sagte er. „Er ist verrückt, angeknackst, übergeschnappt! Rein aus dem Häuschen!"

„Was zum Teufel meinen Sie?“ sagte ich. Natürlich wußte ich, was er meinte.

„Wir hätten es uns denken können“, sagte er. „Wir hätten es uns denken können.“

Dann begann er in abgerissenen, ungeschickten Worten mir die Unterhaltung zu schildern, die er mit Shellis gehabt hatte. „Setzen Sie sich, Mister Blagden. Setzen Sie sich, Mister Twiß“, hatte er angefangen. Zuerst hatte er seine Unterschrift unter irgendein Dokument beglaubigen lassen wollen — ein Testament, ein Bericht, Gott weiß was. Dann hatte er ihnen feierlich geraten, ebenfalls Testament zu machen. Morgen, um diese Zeit, hatte er gesagt, würden wir alle in Gottes Hand sein. Morgen um diese Zeit — und er zog eine Karte vor und zeigte ihnen die mit roter Tinte angekreuzte Stelle — würde die „Chusan“ auf Grund laufen. Und darum, sagte er, hätte er nach ihnen geschickt; um die größtmögliche Vorsicht walten zu lassen, dem Unglück zu begegnen. Morgen mittag müßten die Boote ausgeschwungen werden und verproviantiert. Der Erste Offizier würde Rettungsringe verteilen; ein Probealarm würde anbefohlen, um zu sehen, ob jeder Mann an seinem Platz sei und ob alle Apparate funktionierten. Zu gleicher Zeit sollte der Maschinenmeister die Geschwindigkeit abstoppen, so daß der Zusammenstoß, wenn er kam, so gering wie möglich ausfiele. Er hatte die ganze Geschichte von A bis Z durchgedacht.

„Aber ihr zwei“, sagte ich, „habt doch das alles nicht so einfach hingenommen? Habt ihr denn nicht versucht, es ihm auszureden? Sicherlich habt ihr doch erklären können ...“

„Erklären? Ebensogut hätten Sie einem steinernen Denkmal was erklären können! Er ist Herr auf seinem Schiff, und das hat er uns, bei Gott, zu verstehen gegeben!“

Dies aber war der Eindruck, den ich aus Blagdens schmerzlich-verwirrtem Bericht entnahm: die zwei gesunden Männer, konfus gemacht, erst in Auflehnung, dann fast zum Schweigen gebracht durch Shellis' harte steinerne Ruhe. Sie konnten dieses Riff so wenig mehr aus seinem Geist wegdisputieren, wie wenn es da mit seiner ganzen Schwere greifbar vor ihnen gestanden hätte. Welch ein Wirrwarr auch in seinem Hirn gewesen sein mochte, seine phantastischen Befehle gab er mit einer Ruhe, die einen Gesunden beschämt hätte.

„Aber haben Sie nicht ...?" fing ich nochmals an.

„Verdammt! Lassen Sie mich erzählen", sagte Blagden wütend. „Haben Sie nicht ... natürlich haben wir ... Haben Sie schon mal mit einem Verrückten gestritten? Ich sagte ihm, daß all diese Vorbereitungen ganz unnötig seien, wenn er den Kurs änderte. Kurs ändern! Ob ich denn nicht wüßte, daß die Gesellschaft den bestimme und daß er, als Angestellter der Gesellschaft, gezwungen sei, den Direktiven zu folgen, die man ihm gegeben, bevor wir Liverpool verließen? Aber wenn er das Schiff in Gefahr glaube, wandte ich ein. Aber gar nicht! Der Generalbevollmächtigte, der den Kurs zu bestimmen hätte, kannte alle seine Einwendungen, bevor wir abfuhren. Die Gesellschaft schrieb den billigsten Kurs vor, und dem müsse er folgen. Er kannte seine Pflicht, Gott sei Dank, besser als ich! Ich wurde in meine Schranken zurückgewiesen, sobald ich etwas sagte. Und, ich will Ihnen was sagen, Doktor, ich glaube, der verrückte alte Mann freut sich. Wenn das Schiff aufläuft, und er hat alle möglichen Vorsichtsmaßregeln getroffen, kann er alle die, die die letzten vierzig Jahre über ihn gelacht haben, in die Tasche stecken, uns einbegriffen. Ich sage Ihnen, Eigensinn und Hochmut stecken hinter seiner Verrücktheit. Aber verrückt ist er, oder wir selber sind nicht ganz richtig!"

„Aber hat nicht der Maschinenm ..." fing ich an.

„Der Maschinenmeister? Natürlich. Er sagte, die Geschwindigkeit so zu stoppen, wäre unökonomisch. Daß die Gesellschaft viel weniger Geld verlieren würde, falls das der Grund wäre, wenn er den Kurs ändere. Was durchaus vernünftig war, verstehen Sie. Aber Vernunft? Wenn es auf Vernunft ankäme ..."

„Aber schließlich", tröstete ich ihn, „dieses Riff existiert doch gar nicht."

„Nein, existieren tut's nicht. Ich will verdammt sein, wenn das blödsinnige Ding existiert."

„Na, aber dann ... Morgen um diese Zeit, mein Guter, ist die ganze Sache vorbei und hat niemand geschadet."

Blagden schüttelte den Kopf. „Und wenn es doch existiert?"

„Was, vor einem Augenblick haben Sie doch geschworen, daß es das nicht tut?"

„Ich weiß. Es existiert ja auch wirklich nicht. Ich sage ja nur, wenn, Doktor ... Ach, ich weiß ja selber nicht mehr, was ich rede. Wenn Sie ihn gesehen hätten, so gesammelt, so vernünftig, so genau bedacht auf alles — bei Gott, Sie würden glauben, nicht mehr Ihren eigenen Namen schreiben zu können." Er schwieg. „Doktor, ich hätte gern was gewußt: wären Sie bereit zu bezeugen, daß der Alte nicht ganz zurechnungsfähig ist?"

Ich schüttelte den Kopf. „Nein. Nach bloßem Hörensagen kann man nichts bezeugen."

„Das dachte ich mir gleich. Wenn Sie das nämlich täten, würde ich die Verantwortung auf meine eigene Kappe nehmen und ihn eigenhändig in seine Kabine einschließen."

„Eins kann ich Ihnen bezeugen", sagte ich, „wenn Sie das täten, würden Sie ihn umbringen. Ich habe seine Herzschläge

gehört, ich weiß es. Hätten Sie und der Maschinenmeister dagegen geredet und ihn etwa aufgeregt, wäre ich schon diesen Nachmittag nicht sicher gewesen, wie es geendet hätte. Ich sage Ihnen, es hängt an einem Fädchen bei ihm."

„Ich hab' eben Glück wie immer", jammerte Blagden vor sich hin, „in meinen Jahren bei einem verrückten Kapitän zu landen! Und weiß der Teufel, Doktor, ich liebe den verdrehten alten Kerl. Das ist das Sonderbare! Sogar jetzt noch, wo es doch offenbar bei ihm piept, hat er etwas Großartiges in seinem Auftreten. ‚Nehmen Sie Platz, Mister Blagden ... nehmen Sie Platz, Mister Twiß.' Wie ein Fürst!"

„Also, wenn Sie ihn noch lebend heimbringen wollen, halten Sie ihn bei Laune!"

„Bei Laune, ja", wiederholte er bitter, „und uns andere alle zum Narren. Schon gut, Sie haben wohl recht."

*

Blagden ging schwankenden Schritts aus der Kabine, um mit dem Maschinenmeister seine Beratungen fortzusetzen. Er hatte, nahm ich an, keinen der andern Offiziere ins Vertrauen gezogen. Er wollte wohl den alten Shellis vor jeder unnötigen Bloßstellung bewahren — ein feiner Bursche, der gute Blagden. Jedoch nicht nur die jüngeren Offiziere, auch die chinesische Mannschaft muß durch die Maßnahmen am nächsten Morgen getäuscht worden sein. Die Alarmprobe wurde genau abgehalten; die Boote ausgeschwungen und herabgelassen, Vorräte und Wasser vorschriftsmäßig kontrolliert. Denen, die nicht eingeweiht waren, müssen diese Vorsichtsmaßnahmen auf der totenstillen See, bei klarem Himmel und dem Barometerstand „Beständig" phantastisch erschienen sein. Die Offiziere nahmen es hin als einen schlechten Scherz, wie ihn altmodische launen-

hafte Vorgesetzte sich manchmal leisten, ohne Sinn und Verstand. Anderseits wurde die Mannschaft, wie mir Blagden ängstlich zuflüsterte, merklich unruhig. Chinesen sind Gewohnheitsmenschen und in den Grenzen des Althergebrachten bewundernswert tüchtig, aber sie sind rasch eingeschüchtert, sobald davon mal abgewichen wird. Sie standen in kleinen Gruppen auf dem Vorderdeck herum und redeten in Gutturallauten, mit vielen Gesten. Die Unruhe, die von Blagden Besitz ergriffen hatte, spiegelte sich in seinem ratlosen, abwesenden Blick und begann sich über das ganze Schiff zu verbreiten. Sie wuchs noch, wie Sie sich denken können, als die Sonne in Mittagshöhe stand und der alte Shellis auf seiner Brücke alsbald das Glockenzeichen „halbe Kraft" in den Maschinenraum hinuntergab.

Der einzige Mensch auf der „Chusan", der keinerlei Zeichen von Unruhe zeigte, war der Kapitän selbst. Seine Erscheinung, wie er den Salon betrat und seinen Platz am Kopfende des Tisches einnahm, war wirklich auffallend. Erst einmal war er angezogen, als erwarte er königliche Gäste. Seine nagelneue Uniform, seine schimmernd weiße Wäsche, seine schwarzseidene Krawatte hätten in ihrer Korrektheit einen Admiral beschämt. Sogar sein grauer Seitenbart war sorgfältig gestutzt und gebürstet, und sein Gesicht — dieses Gesicht, dessen edelgeschnittene feine Züge mir stets Eindruck gemacht hatten — war in seiner vollendeten marmorgleichen Prägung kühler und gesammelter als je. Er sprach wenig, meistens zu mir, aber — wenn das möglich war — mit einer noch formelleren Höflichkeit als sonst. Ein absolutes Museumsstück, eine Statue (wie Blagden schon gesagt hatte), aber eine aus der besten Zeit und tadellos konserviert.

Während dieser ganzen Mahlzeit wurde der Sache, die, mehr

oder minder deutlich, uns alle beschäftigte, keinerlei Erwähnung getan. Als man gegessen hatte, ging jeder an seine Arbeit oder überließ sich der Muße: Kapitän Shellis zweifellos seiner gewöhnten Siesta, und der wachhabende Offizier ging wieder auf die Brücke. Ich selber lag in meiner Koje und tat, als lese ich; denn trotz des Sonnenscheins war die Luft an Deck scharf.

Als acht Glasen ertönten, traf ein anderer Ton mein Ohr: das Rasseln des Maschinentelegraphen und die Alarmglocke dazu. Gleichzeitig wechselte der Rhythmus der Maschinengeräusche. Jemand hatte auf der Brücke statt „halbe Kraft" befohlen: „Langsam". Blagden steckte eiligst seinen Kopf in meine Kabine.

„Ich halte das nicht mehr aus", sagte er, „ich geh' auf die Brücke."

Ich ging auch an Deck. Ich hielt es auch nicht länger so aus. Unabweisbar, trotz all meiner Überzeugung vom Gegenteil, kroch der Schatten eines bevorstehenden Unheils näher und näher. Oben auf der Brücke, deren Leiter Blagden rasch erkletterte, sah ich die kerzengerade Silhouette Kapitän Shellis' bewegungslos stehen, wie eine Statue gegen den lichten, wolkenlosen Himmel.

Diese Szene werde ich nie vergessen: das vollkommene Schweigen, denn die abgedrosselten Propeller der „Chusan" drehten sich jetzt so langsam, daß das Schiff keinerlei Vibration mehr hören ließ, nur hin und wieder ein Zittern. Das weite Meer um uns, so still wie ein See, gelblichgrau, wie mattes Messing, in friedlicher Reinheit.

Nicht ein Segel, nicht eine Rauchsäule in Sicht: eine bewegungslose, einsame Weite. An Bord des Schiffes selbst war nicht ein Laut zu hören. Die schreckliche Verzauberung dieser Minute zwang alles, belebt oder unbelebt, zum Schweigen.

Sogar die Chinesen standen zusammengedrängt beiseite und starrten hypnotisiert in die lichte Tiefe, die wir mit so vorbedachter Langsamkeit durchschnitten.

„Dieser Minute", sage ich. Aber solche Augenblicke sind nicht zeitlich meßbar; und dieser muß wohl, denke ich mir, eine volle halbe Stunde gedauert haben. Er hätte sich, meinem Eindruck nach, geradeswegs in die Ewigkeit hineinspinnen können. Durch die unheimliche Stille dieser Halluzination wurden wir weiter und weiter und weiter getragen. Ich kam erst, wie ein hypnotisiertes Medium, das aus der Trance erwacht, zu halbem Bewußtsein, als eine Stimme mich aufschreckte, die in gepreßtem Ton mich rief: „Doktor ... Doktor! Rasch, rasch, um Gottes willen!"

Ich drehte mich um und sah Blagden, bleich, schreckerstarrt, wie er mich zur Brücke hinaufwinkte. Die statuenhafte Gestalt des alten Shellis, der dort befehligt hatte, war nicht mehr sichtbar.

Wie ich die Leiter hinauftaumelte, weiß ich nicht. Fünf Sekunden später jedenfalls kniete ich schon neben dem wächsernen, zusammengesunkenen Ebenbild dessen, der einst Kapitän Shellis gewesen. Er war umgefallen da, wo er stand, schweigend, seine Uhr in der Hand, während die „Chusan" ganz still vorwärtsfuhr, in erhabener Ruhe über das



Riff hinweg, das nur in jenem armen bemitleidenswerten Hirn existiert hatte und jetzt nicht mehr da war — nicht einmal dort.

Der arme Blagden starrte hilflos zu mir herab; Tränen standen in seinen Augen. Ich schüttelte stumm den Kopf als Antwort auf seine stumme Frage. Die Schiffsglocke schlug eins, mit einem plötzlichen, ungeduldigen Ton. Sie hatte, für meine Ohren, einen erschreckend düsteren Klang. Eine Totenglocke ... Ja, ja, wir mußten alle mal sterben. Und ich war jung — o ganz unglaublich jung!

Dann schrillte in die Stille, die nun folgte, eine andere Glocke eilig hinein. Blagden war an den Telegraphen getreten und hatte das Kommando übernommen.

„Halbe Kraft", hörte ich. Dann wieder: „Volldampf voraus." Das Schiff erzitterte als Antwort; die Bugwelle spritzte. Gehorsam, unbewegt, als hätte sie auf ihrem Weg nur innegehalten aus einer vorübergehenden, konventionellen Regung des Respekts vor dem Dahinscheiden einer tapferen Seele, pflügte sich die „Chusan" unter der neuen Führung vorwärts. Genau so, dachte ich, wie die Welt auf ihren Wegen immer weiter treibt. Auf keinen von uns kommt es an, dachte ich — auf keinen, nicht einmal auf Blagden ...



Guten Appetit!

Allerlei Kurioses über ungewöhnliche und seltsame Speisen

Von Carl Georg von Maassen

Vor ein paar Jahren berichtete ein damals vielgelesenes österreichisches Sensationsblatt, das gar oft die abenteuerlichsten Nachrichten aufs Tapet brachte, von einem großen und vornehmen Londoner Restaurant, das auf seine Speisekarten den Vermerk gesetzt haben soll, es sei in der Lage, die exotischsten Gerichte zu servieren, wenn man sich die Mühe gäbe, sie rechtzeitig zu bestellen. Ein englischer Reporter interviewte daraufhin den Geschäftsführer und bekam die Antwort: „Wir schrecken vor nichts zurück!“ Nach dessen Aussage hatte man bereits Eisbärensteaks, Elefantenbraten und Löwenkeulen zubereiten lassen. Dabei erwähnte er, daß Löwenfleisch wenig schmackhaft sei und Elefantenfleisch dem Rindfleisch ähnlich schmecke. Man möchte an der Wahrhaftigkeit dieses Berichtes doch einige Zweifel hegen, schon deswegen, weil der

Name des Londoner Restaurants, eigentlich das Interessanteste und Wichtigste an der Sache, verschwiegen wird. Ich denke, daß es sich hier bloß um den witzigen Einfall eines sogenannten Accident makers, also eines berufsmäßigen Erfinders von Sensationsnachrichten, handelt. Denn man fragt sich doch sofort: Was wird so ein Elefantensteak oder eine Löwenkeule wohl kosten? Der Preis für einen Löwen beläuft sich auf dem heutigen Weltmarkt etwa auf fünftausend Mark, und ein Elefant kostet mindestens noch tausend Mark mehr. — Welche Summe soll nun der wißbegierige Gourmet für seine exotischen Anwandlungen bezahlen, wenn er Appetit auf ein Löwensteak bekommt? Denn da er in einem solchen Fall schwerlich mehrere gleichgestimmte Gäste finden wird, so wird er wohl den Preis für den ganzen Löwen bezahlen müssen. Oder in einem andern Fall: Wo nimmt der Wirt das Material her, wenn einmal Gäste aus Britisch-Indien gepfefferte Heuschrecken verlangen? Die beliebten Pasteten aus Papageienfleisch wird er mit Hilfe einer Tierhandlung schon zustande bringen. Derartige Histörchen lassen sich dem Leser einer Zeitung leichter vorsetzen als exotische Gerichte genießerischen Eßkünstlern.

In den überseeischen Ländern werden beinahe alle wilden Tiere gegessen. Aber sie werden fast durchweg anders zubereitet, als der europäische Koch es sich vorstellt. Unter ihnen finden sich einige von hervorragendem Wohlgeschmack, wie zum Beispiel Gazellen und Antilopen. Ganz vortrefflich mundet das Büffelfleisch und die Büffelschwanzsuppe. Selbst ein gekochter Elefantenschwanz gilt als Delikatesse, während die Leopardenschwanzsuppe schon eine Sache für Spezialisten ist. Bärenkeulen, und besonders Bärentatzen, wußten schon die alten Römer zu schätzen. Auch das Fleisch der Kamele ist schmackhaft und gesund, was uns auch der große Moltke in seinen türkischen

Briefen bestätigt. Von den Giraffen ist nur das Knochenmark begehrenswert. Das Nashornfleisch erfreut ausschließlich die Kaffern, die auch das Löwenfleisch exzellent finden. Die Hottentotten verspeisen Zebras und Flußpferde; die Neger erwählten das Hundefleisch zu ihrer Leibspeise, mit Bachacokäfern als Vorgericht. Die Indianer führen fliegende Hunde, Fledermäuse, Bienen- und Ameisensuppe auf ihrem Speisezettel. Die Mexikaner, die einen beneidenswerten Appetit besitzen, scheuen vor gar nichts zurück. Zu ihren Spezialgerichten gehören gebackene Magneyraupen und Frösche in Buttersoße. Die Brasilianer lieben Papageisuppe, geröstete Tanachukakäfer, Tapire und Affen. Gebratene Affen sollen für empfindsame Menschen einen wenig ästhetischen Anblick gewähren und an schauderhaft entstellte Märtyrer gemahnen. Auch das Fleisch des Alligators wird von den Brasilianern gewürdigt, doch ist es nur wohlschmeckend, wenn das Tier bei lebendigem Leib abgeschuppt wird. Daneben kommen noch Lachmöwen, Schuppentiere, Ameisenfresser und Palmrüsselkäfer in Betracht. Die nördlichen Amerikaner speisen mit Vorliebe Eulen, Uhus und Käuze, die Grönländer Eisbären, Walrosse und Robben, die Australier Schlangen aller Art, Beutelratten, Känguruhs, Raupen und Kreuzspinnen, die sie mit allerlei Wurzelwerk vermengen.

Den Europäer überkommt ein unbehagliches Gefühl, wenn er von diesen ungewöhnlichen Gerichten hört oder wenn er gar in die Lage gerät, von ihnen genießen zu müssen. Denn wie soll seine Zunge, die doch auch eine Art von Phantasie besitzt, auf Überraschungen reagieren, die in Opossumragouts, gebackenen Flamingozungen, einem Auflauf von Seidenwürmern, einer Riesenschlangenmayonnaise, in Armadillenfrikassees oder Eidechsenhaschees schlummern? Ist doch die Vor-

freude auf ein gutes Essen durchaus keine Nebensache, und wer erinnert sich nicht, wie ihm ein an sich vortreffliches Essen nicht munden wollte, weil er sich vorher auf eine andere Speise gefreut hatte? Bekanntlich frißt nicht nur der Bauer nicht, was er nicht kennt. Weshalb auch sehr kultivierte Reisende sich meist scheu an dem Besten vorbeidrücken, was ein fremdes Land ihnen bieten kann, nämlich an seinen Nationalgerichten. Und doch: wer mag es ihnen zum Vorwurf machen, wenn sie sich schaudernd an einem Korb voller Seeungeheuer, an Tintenfischen und andern gallertartigen, schwabbeligen Seemollusken vorbeidrücken? Zu sehr später Stunde, in alkoholisch angewärmter Verfassung, wird mancher es allerdings weniger verschmähen, in Hamburg, auf der Reeperbahn zu St. Pauli, einmal eine Suppe aus Haifischflossen zu sich zu nehmen. Überdies habe ich es auf dem Altonaer Fischmarkt selbst erlebt, wie man das Fleisch des Heringshais getrost als Störfleisch verkaufte. Bekanntlich schätzen auch die Polarforscher das Walfischfleisch so hoch wie das beste Rindfleisch.

Auf einen Umstand, der vielen unbekannt sein wird, wollen wir aber nicht vergessen hinzuweisen: In den heißfeuchten Ländern haben alle Nahrungsmittel einen ganz andern Geschmack, als sie in den Ländern der gemäßigten Zone haben. So behält von allen zahmen Tieren nur das Schwein sein Fleisch in der gleichen Güte, ja es ist in Gegenden mit dumpfig warmer Treibhausluft sogar weit besser als sonstwo, während dagegen die andern Haustiere unter solchen Himmelsstrichen einen faden, oft widerlichen Geschmack annehmen. Um so besser sagen dort die wilden Tiere dem Gaumen zu. Die Abiponer sind so begierig auf das Fleisch der Tiger, daß sie keine Gefahr scheuen, ihrer habhaft zu werden. Aus dem gleichen Grund sind hier die schärfsten, für unsere Zunge geradezu unerträglichen Gewürze



an der Tagesordnung. So überschüttet man zum Beispiel in Paraguay, in Sierra Leone, im Kongo den Käse und andere Speisen mit rotem Pfeffer. Die Abessinier würzen sogar mit Ochsengalle, die Bannianen mit Asa foetida und so weiter, und aus gleicher Ursache schätzen manche Völkerschaften faule Eier und faule Fische, überhaupt Dinge, die wir für ungenießbar, ja für gesundheitsschädlich halten.

Im übrigen ist und bleibt aber der Hunger der beste Koch, und die Not, der Mangel an den gewohnten Nahrungsmitteln, hat mancher Menschen Geschmack auf ungewohnte Bahn ge-

bracht. In Kriegen, besonders bei langwierigen Belagerungen, hat man Ratten, Mäuse und anderes Getier mit Appetit verspeist, Sperlinge und Krähen sogar delikat gefunden. Dinge, vor denen man vorher einen unbesiegbaren Widerwillen hatte, wurden genießbar, ja wohlschmeckend.

Aber auch das Protzentum, die Eitelkeit, die Sucht nach Originalität haben häufig dazu verführt, Tiere von geringer Schmackhaftigkeit zu essen, wie es im Mittelalter mit Pfau und Schwan geschah, die als besonders kostbar und selten galten. Damals aß man selbst an erlesenen Tafeln Biber, Murmeltiere, Eichhörnchen und Igel. Gebackene Igel sind von jeher eine Lieblingsspeise der Zigeuner gewesen. Mit Lehm umkleidet, in dem die Stacheln bei der späteren Verspeisung haften bleiben, werden sie in glühender Asche geröstet. Auf den Balearen zählen mit Reis gekochte Igel zu den Spezialgerichten. Der Nubier labt sich an Hundebrust und Katzenfilet, wie in Asien die Katzenpfoten eine gesuchte Delikatesse darstellen. Wir haben hierüber nicht zu lächeln, denn wie mancher Dachhase mag schon auf heimischen Wirtshaustafeln einen echten Hasen ersetzt haben und ist dabei von dem harmlosen Gast mit bestem Appetit verspeist worden.

Wenn sich der gebildete Mitteleuropäer vor Widerwillen schüttelt, sobald er hört, daß die Südseeinsulaner Füchse und Dachse verspeisen, so tut er es aus Unkenntnis, denn selbst in seiner Heimat findet der Dachs seine stürmischen Liebhaber. Besonders in geräuchertem Zustand wird er gern gegessen. Auch Eselsfleisch ist genießbar. Im Altertum machte es der berühmte Mäcenas sogar zu einer Delikatesse. Nach seinem Tod erlosch das Interesse daran wieder auf lange Jahrhunderte, bis der Kanzler Franz' I. von Frankreich, Antoine Duprat, erneut diese schmackhafte und bekömmliche Speise zu Ehren

brachte. Er aß nichts lieber als Eselsfleisch, wurde aber so fett davon, daß er seinen Tisch halbkreisförmig ausschneiden lassen mußte, um Platz für seinen Bauch zu schaffen. Nach seinem Ableben starb auch diese Mode wieder dahin.

Wieviel auch auf gastronomischem Gebiet die Einbildung vermag, zeigt ein Erlebnis des Pfalzgrafen Friedrich II. auf seiner spanischen Reise zu Karl V. Unweit Granada, in einer öden Gegend, stieß sein Gefolge auf ein einsames Wirtshaus, in welchem man den Gästen eine Art Wildbret vorsetzte, das ihnen ausnehmend gut mundete. So sehr, daß man eine Portion davon mit auf die Weiterreise nahm. Als der Pfalzgraf jedoch später erfuhr, daß jenes leckere Gericht aus Eselsfleisch bereitet war, verging ihm der Appetit, und auch keiner seines Gefolges wollte mehr einen Bissen davon genießen.

Alle Speisen sind Sache des persönlichen Geschmacks. An einem schönen Sommertag saß ich einmal mit einem hübschen jungen Mädchen in einem Garten am Kaffeetisch. Da kam über die Beete ein prächtiger Zitronenfalter dahergegaukelt, gerade auf unsern Tisch zu. Er schien sich für die Zuckerdose zu interessieren. Plötzlich haschte ihn, den Unvorsichtigen, die junge Dame mit der Hand, steckte ihn in den Mund und lächelte dann. „Wo ist der Schmetterling geblieben?" fragte ich sie, noch ganz erschüttert von diesem Erlebnis. „Ich habe ihn gegessen", sagte sie so ruhig, als ob es sich um die selbstverständlichste Sache von der Welt gehandelt hätte.

Nun allerdings: Kammheuschrecken, Termiten, Ameisen und Spinnen werden von manchen Völkerschaften gegessen. Spinnen sollen wie Krachmandeln schmecken. Als ich noch in Weimar auf die Schule ging, schüttelten meine Kameraden im Webicht die Maikäfer von den Bäumen und bissen ihnen die Köpfe ab, weil sie nach Nüssen schmeckten. Ich selbst konnte mich nicht dazu

entschließen, eine Kostprobe zu machen. Irgendwo las ich auch einmal das Rezept zu einer Maikäfersuppe, und ein Gedicht aus der Zeit der Freiheitskriege, „Die kleinen Krebse" von Johann Heinrich Kärner, erzählt uns, wie bei einem Bäcker einquartierte Franzosen sich an einer Suppe delektierten, in welche durch die Unachtsamkeit der Hausfrau zahlreiche Schaben hineingefallen waren. Als jedoch andern Tages die Bäckerin ihr Versehen durch eine tadellose Rindfleischsuppe wiedergutmachen wollte, schmeckte sie den Soldaten gar nicht. Alle schrien nach „die kleine Krebs", die ihnen am vorhergehenden Tag so ausgezeichnet gemundet hatten. —

Daß lebende Mehlwürmer auch für zivilisierte Europäer einen Hochgenuß bedeuten können, bewies mir einmal bei einer Weihnachtsfeier ein bekannter Münchner Kunstmaler, der sich eine wohlgefüllte Holzspanschachtel davon zu Gemüte führte und sie auf diese Weise meinem Raben Jakob entzog, für den sie bestimmt waren. Nicht nur die Chinesen, die aus Regenwürmern einen Salat bereiten, oder die Samojeden, die eine Art Zervelatwurst aus ihnen herstellen, sondern auch gewisse Hamburger Schuljungen scheinen diese schlanken Bewohner der Gartenerde, noch dazu im Rohzustande, zu schätzen. Ja, ein kürzlich jung verstorbener Feinschmecker erzählte mir einmal, daß sich ein ihm bekannter pommerscher Gutsbesitzer von den Bauernjungen Regenwürmer sammeln ließ — aber nur die dicken weißen, nicht die dünnen roten —, um sie dann mit darübergegossener zerlassener Butter voller Wohlbehagen zu verspeisen. Aber:

„Wie dem auch sei, auf solche Art Finessen
Ist doch nicht jeder Gastrosoph versessen."

Zeichnungen von Kurt Schöllkopf



Die Frau des Verfassers, Frau Emmy Bernatzik, an der Spitze der wandernden Renntiere und Großfamilien

Renntierscheidung!

Von Dr. Hugo Adolf Bernatzik

Mit Aufnahmen des Verfassers

Die Lappen, die heute im nördlichsten Europa als Nomaden ihr Leben fristen, sind die letzten Angehörigen der europäischen Renntierkultur, die vor einigen Jahrtausenden über den größten Teil unseres Kontinents verbreitet war. Sie zerfallen in eine Anzahl verschiedener Stämme, die sich in Kleidung und Sprache völlig voneinander unterscheiden.

Während des Winters und der Frühjahrswanderungen kommt es immer wieder vor, daß sich viele Renntiere verlaufen. Oft sind es ganze Rudel, oft Kühe mit ihren Kälbern, oft auch Kälber allein, die so verlorengehen. Renntierkühe sind keine



Nachdem die Männer Renntierochsen von der Herde mit dem Lasso eingefangen haben, beginnen Frauen und Mädchen die Tragtiere zu satteln. Das Bild zeigt das Auflegen einer Renntierhaut als Decke unter den Sattel

guten Mütter, und manchmal wird ein junges Kälbchen, kaum daß es das Licht der Welt erblickt hat, schmählich von der Mutter verlassen. Obwohl es imstande ist, sich schon im Alter von zwei Wochen allein in der Wildnis fortzubringen, wird es doch nicht so kräftig wie die Kälber, die Muttermilch getrunken haben. Es schließt sich meist einer fremden Kuh an und bringt dann dieser seine verschmähte Kindesliebe entgegen.

Solange Schnee die Erde bedeckt, Schneestürme wehen und das Wetter den launenhaften Charakter des nordischen Frühlings trägt, ist es nicht möglich, die verlaufenen Tiere zu suchen. Sie folgen irgendeiner Herde, die ihren Weg kreuzt. Während des Sommers geht nun jeder Hausvater daran, seine Tiere von den fremden Herden zu trennen. Um dies zu bewerkstelligen, versammeln sich die Lappen alljährlich an bestimmten



Jokkmokklappen auf der Wanderung. Zum Überqueren des Sees werden die halbwilden Renntiere zusammengetrieben. Dazu vereinigen sich viele Familien. Die anstrengende Arbeit dauert viele Tage

Plätzen und treiben die Renntiere in Gehege. Das Zusammentreiben der Herde ergibt aber auch die Gelegenheit, die noch nicht gekennzeichneten Tiere zu merken, das heißt sie mit den Zeichen zu versehen, an welchen jeder Renntierbesitzer seine Tiere sofort erkennt.

An der ersten Scheidung, die wir mitmachten, nahmen viele Karesuandolappen und auch einige aus Gällivarelappmark teil. Die Männer halfen beim Sammeln der Herde, ihre Frauen und Töchter saßen zwischen den Büschen und warteten. Sie hatten ihre Hunde vorläufig noch an den Büschen festgebunden oder ihnen Holzklötze am Halse befestigt, die die Tiere am Laufen behinderten. Denn ist eine Herde im Anmarsch, so muß man die Hunde zurückhalten.

Schon näherte sich uns die riesige Renntierherde. Sie war



Türe am Jokkmokkzelt

auf den Hängen des Kisuris zusammengetrieben worden, und nun jagte man sie mit Hilfe von Hunden und Treibern dem Gehege zu. Sie kam immer näher und näher, und immer lauter wurde das Geschrei der Hirten. Schon erzitterte und dröhnte die von vielen Tausenden von Hufen gestampfte Erde. In eine Staubwolke gehüllt, stürzten die Tiere heran, und alle Menschen ergriffen die Flucht, um nicht überrannt zu werden. Ein Bursche riß hastig die schweren Birkenstämme heraus, die den



Blick aus dem Rauchloch, der oberen Zeltöffnung, nach oben ins Freie. Man sieht deutlich die Anordnung der Zeltstangen



Zeltlager der Jokkmokklappen

Eingang ins Gehege versperrten. Männer, Frauen und auch Kinder bildeten eine dichte Treiberkette, gestikulierten wild mit den Armen, schrien, so laut sie konnten, und versuchten, die heranstürmende Herde der Öffnung des Geheges zuzutreiben. Ein Teil der Renntiere rannte richtig hinein, eine Schar aber brach seitlich aus. Wieder hieß es laufen und die Hunde antreiben, um die störrische Schar von der andern Seite abzufangen. Immer unruhiger wurden die Tiere. Mit erhobenen Äsern und blutunterlaufenen Augen rannten die sonst so friedlichen Geschöpfe hin und her, bis endlich ein mächtiger Leithirsch die Absicht der Menschen zu begreifen schien und entschlossen in das Gehege setzte. Die andern folgten ihm nach. Nur einige allzu verwirrte Kühe und Kälber flüchteten über die Heide den Bergen zu. Man mußte sie laufen lassen und die Nachsuche auf ein andermal verschieben.

Nun wurde das Gehege geschlossen, und mit Seufzern der Erleichterung wischten sich die Leute den triefenden Schweiß von der Stirne. Jetzt erst gestatteten sie sich einige Minuten der Erholung. Manche von den Hirten und Treibern waren mehrere Tage lang unterwegs gewesen, ohne sich Schlaf oder eine richtige Mahlzeit zu gönnen, immer hinter einzelnen Gruppen von Tieren her, und hatten zuletzt noch beim Treiben der versammelten Herde mitgeholfen. Diese schritten nun dem ruheverheißenden Lager zu. Die andern aber machten sich an die weitere Arbeit.

Im großen Gehege stehen dicht aneinandergedrängt die eingefangenen Renntiere. Sie müssen sich erst in ihre neue Lage finden. Kälber suchen ihre Mütter, Jungtiere ihre Kameraden, und mancher junge Hirsch steht wie angewurzelt still erstarrt vor Staunen über dieses erstmalige Erlebnis. Es sind ungefähr tausend bis tausendfünfhundert Stück jetzt in der Falle, eine sogenannte Scheidungsschar, die natürlich nur einen Bruchteil der Herde bildet, welche den hier versammelten Lappen gehörte.

Dann beginnt langsam die Masse zu kreisen und den weichen Boden knietief zu zerstampfen. Sie bewegt sich in der Arena in gleichmäßigem Schritt, immer in derselben Richtung, wie die Lappen behaupten, stets in der Richtung der Sonnenbahn.

Tausende von Beinsehnen knacken, ein gleichmäßiges, ununterbrochenes Brummen und Grunzen ertönt aus der Herde, und ganz eigenartig erklingt der tiefe Baß der jungen, zartgliedrigen Kälber. Ein Wald von Geweihen erhebt sich über den graubraunen, dampfenden Leibern. Blickt man eine Weile in dieses lebende Karussell, so wird man von Schwindel erfaßt. Plötzlich steht es irgendwo still; einige Tiere bleiben an die Wand gedrückt, mit scheuem, müdem Blick stehen die



Die Frau des Verfassers beim Aufstieg, der Gletscherzunge entlang. Die stark eisenhaltige Erde ragt in merkwürdigen Formationen aus den Schneeresten empor



Junges Mädchen der Jokkmokklappen mit der üblichen Mütze

Häupter gesenkt. Alle andern aber kreisen weiter, in derselben Runde, bis sich auch der kleine Haufen wieder in den kreisenden Wirbel einordnet. Nun beginnt die Scheidung.

Die Lappen stehen mitten in der Herde, Männer, Frauen und auch Kinder, die beizeiten schon ihr Handwerk erlernen sollen. Wie nahe auch ein Renntier an eines von ihnen herankommt, immer weicht es ruhig zur Seite. Und die Fangleinen fliegen durch die Luft und verfehlen selten ihr Ziel. Es ist wunderbar, wie sicher jeder Lappe sein Zeichen in der unruhigen, dichten Menge von Geweihen und Tierleibern erkennt, diesen so kleinen, unscheinbaren Schnitt in dem Ohr eines Tieres. Hat sich die Leine um ein Geweih, einen Träger oder um einen Lauf geschlungen, dann ziehen die Männer das Tier zu sich heran oder, besser gesagt, sich zu dem Tier hin, fassen es am Geweih und an einem Hinterlauf und lösen die Leine. Ist es ein starker Hirsch, so beginnt ein heftiger Kampf. Das Tier wirft sich zu Boden und läßt sich nicht vorwärts ziehen oder bäumt sich auf den Hinterläufen hoch auf und versucht zu entkommen. Es erfordert viel Kraft und Geschicklichkeit,

einen erschreckten Hirsch an den Rand der Arena zu ziehen. Nur das Einfangen der Kälbchen verursacht weniger Mühe, sie werden auf den Armen dorthin getragen, wo man sie haben will.



Henrik ist der beste Lassowerfer, deshalb liebt er das Renntierspiel über alles

Jeder der fremden Lappen sammelt seine Tiere in einem der angrenzenden kleinen Gehege, von wo aus sie von ein oder zwei Wächtern auf die Weide getrieben und dort so lange bewacht werden, bis der Eigentümer ins eigene Lager aufbricht.

Jedesmal wenn ein Tier von der großen Herde geschieden und in die kleinen Nebengehege gebracht worden ist, schneidet der Besitzer mit seinem Messer ein Zeichen in einen Stamm am Eingang des Geheges. Dies ist eine einfache Buchführung, aus der er ersieht, wie viele Hirsche, Kühe oder Kälber er bereits geschieden hat.

Gleichzeitig mit dieser Trennung der Herde werden auch die noch ungemerkten Kälber und Jungtiere gezeichnet. Mit sicherem Blick finden Frauen und Männer diese Tiere heraus.

Die Beinöse des Lassos in der Linken, die zusammengerollte Leine in der Rechten zum Wurf bereit, so gehen die Alten mit ernsten Mienen, ganz in ihre Aufgabe vertieft, umher. Noch unsicher sind die Würfe eines jungen Mädchens, das kaum zwölf Jahre zählen dürfte. Ihre Freundinnen, die schlanke, dunkeläugige Kristina und die blonde, immer lachende Marja Knoljok, trafen es schon besser. Erik Larssen Knoljok aber heißt ein kräftiger, junger Bursch, den ich lange Zeit nicht aus den Augen lasse. Nicht ein einziges Mal hat seinen Lasso das Tier verfehlt, nicht ein einziges Mal ein unrichtiges eingefangen. Voll unbewußter Anmut waren seine Bewegungen, ob er nun dahinjagt, um einen fliehenden Hirsch einzufangen, oder mit keuchender Brust mit dem vom schweren Geweih gekrönten Gegner ringt, oder ob er ruhig verweilt und seine blanken Blicke über die Herde und manchmal auch zu einem Mädchen schweifen läßt.

Ein alter Karesuandolappe hat ein einjähriges Kalb in der Schlinge. Wie sehr sich das Tier auch wehrt und bäumt, es ist für den Fänger nur ein Spiel, es heranzuziehen und zu Boden zu drücken. Er setzt sich auf den zuckenden Körper, hält ihn mit den Knien fest und untersucht die Ohren. Dabei gleiten seine Finger besänftigend über das weißgesprenkelte Köpfchen. Wüßte das Tierchen nur, wie unbegründet seine Angst ist! Der Alte zieht sein Messer aus der Scheide und schneidet sein Familienzeichen in das Ohr ein. Das Tier scheint keinen Schmerz zu empfinden, es zuckt nicht einmal und schüttelt sich nur zufrieden, als sein Bezwinger es losläßt.

Die ganze Nacht hindurch wurde fieberhaft gearbeitet, niemand hatte der Sonne geachtet, die langsam gegen den Horizont geglitten und, ohne ihn zu berühren, wieder emporgestie-



In den alten Holzgefäßen wird der Teig geknetet. Das mantelartige Gewand dieses Lappenmädchens ist aus braunem, sämisch gegerbtem Renntierleder und kleidet die Trägerinnen vorzüglich

gen war. Nun war es fünf Uhr morgens, und sie brannte bereits mit aller Macht auf uns herab. Endlich schalteten die Lappen eine Ruhepause ein, und todmüde suchten alle ihre Zelte auf. Selbst die unermüdlichen Hunde bellten nicht mehr und schlichen mit hängenden Köpfen hinter ihren Herren her. Die Renntiere blieben allein im Gehege zurück. Sie taten sich nieder und erholten sich von den überstandenen Aufregungen. Ob-

wohl die meisten schon unzählige Male eine solche Scheidung miterlebt hatten, so wurden sie doch immer wieder von der gleichen angstvollen Unruhe erfaßt, wenn sie die herrische Hand des Menschen über sich spürten.

Nach wenigen Stunden der Ruhe begann das Treiben von neuem. Die getrennten Herden wurden mit ihren Wächtern auf die Berghänge zur Weide geführt und die nächste Scheidungsschar ins Gehege getrieben.

Und wieder begann das Spiel mit dem Lasso. Es war Spiel, Sport und ernste Arbeit zugleich. Alle waren munter und guter Dinge und voll Eifer bei der Arbeit. Plötzlich warf ein schmucker Bursche seinen Lasso um den Arm eines lachenden Mädchens, das sich wehrte und sträubte und doch herangezogen wurde, bis er es unter lustigen Zurufen und Scherzworten der Zuschauer endlich wieder freigab. Ein dreijähriger Knirps lief hinter seinem Vater her, hielt das Ende des Leitseils und versuchte immer wieder den Lasso zu werfen, den sein Vater ihm schmunzelnd in das Händchen gelegt hatte.

Auch Streit gab es an diesem Tag, Meinungsverschiedenheiten zwischen den Besitzern, bis der Ordnungsmann eingriff und Einigung erzielte.

Abends gab es wieder müde, unausgeschlafene Gesichter und brennende Hände, denen das starke Seil die Haut abgeschürft hatte. War es doch von manchen verabsäumt worden, die dicken Lederhandschuhe zu tragen, wenn es hieß, einen störrischen Hirsch am Leitseil zu ziehen.

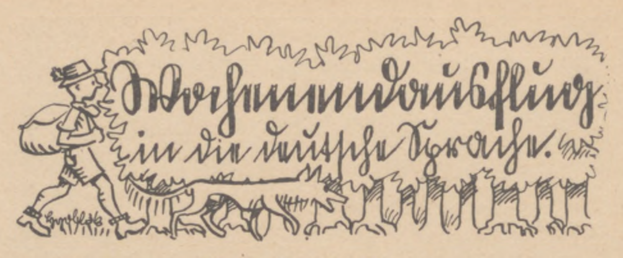
Nach den heißen Tagesstunden bewölkte sich der Himmel, und ein strömender Regen ging nieder, der in wenigen Stunden die Gehege und das ganze Gebiet unserer Talsenkung in einen Sumpf verwandelte. Da war es mit einem Male aus mit dem lustigen Treiben. Mit triefenden Gewändern ver-



Der letzte Kaffee vor dem Aufbruch wird noch rasch gekocht, während schon alle übrigen Lasten verpackt sind

schwanden zuerst die Frauen und Mädchen von der Bildfläche, und mit sichtlicher Hast beschleunigten die Männer die Arbeit, bis endlich das letzte Renntier die Arena verlassen und der letzte Mann sein Zelt aufgesucht hatte.

Nur die Wächter draußen in den Bergen hielten getreulich Wache bei ihren Tieren.



Von Erich Band

Mit Randleisten von Alfred Hugendubel

Wochenende! Noch ein halber Arbeitstag, und dann winkt köstliche Freizeit. Da gilt es, ja nicht am Samstagmorgen mit dem linken Fuß zuerst aus dem Bett zu steigen und damit ein böses Vorzeichen für die Feiertagsfreuden zu erhalten. Sonderbar eigentlich: diese Unterscheidung des „linken" und „linkischen" vom „rechten", welch letzterem zum Beispiel mit der Bezeichnung der rechten Hand als der „schönen" eine so offensichtliche Bevorzugung zuteil wird — sonderbar vor allem deswegen, weil diese Anschauung sich erst nach durchgreifendem Wandel herausgebildet hat. Bei den Indogermanen war es nämlich gerade umgekehrt: die linke Seite galt als die günstige, denn sie blickten beim Gebet nach Süden, so daß zu ihrer Linken das Tagesgestirn, der Bringer des Lichts und des Lebens, am Morgenhimmel aufging und von der linken Seite also das Gute kam! So ist auch das althochdeutsche Wort wini (Freund) desselben Stammes wie winistar (links), und einen Nachklang davon können wir heute noch in einem deutschen Kinderspruch hören, wenn es heißt: Schäflein zur Linken — wird Freude dir winken, Schäflein zur Rechten — gibt's was zu fechten! Erst im klassischen Altertum vollzog sich ein Wechsel der Anschauung, bei den Griechen galt zum Bei-

spiel schon meist die rechte Seite als günstig, und auch wir lassen längst alles „links liegen", was uns unangenehm ist, und haben rechts zur „Respektseite" gemacht.

Nun: wir sind mit dem richtigen Fuß aufgestanden, haben die vormittagliche Berufspflicht erfüllt und eilen zu Tisch, um hinterher gleich unsere geplante Wanderung anzutreten. Zu „Tisch"? da sprechen wir ja auf einmal lateinisch — denn „Tisch" leitet sich her vom discus, der Wurfscheibe, deren runde Form dem neuen Gerät den Namen gab, das in ältester Zeit nur ein kleines Einzelstück mit abnehmbarer Platte vorstellte, die sozusagen gleich als Servierbrett diente, woher denn die Wendung stammt: den Tisch (oder die Tafel) aufheben. „Tisch" wurde später überhaupt zum Begriff „Eßtisch"; wir gehen zu „Tisch", befinden uns „nach Tisch" — während der „Nachtisch" erstand aus Verdeutschung des „Desserts" — von desservir la table (das Essen beenden) —, wobei es sich also um den letzten Gang handelt. Dieser „Gang" wiederum ist, wörtlich genommen, die Bewegung des bei Tisch Bedienenden, der „aufträgt", eine „Tracht" (Essen) bringt, woraus der Volkshumor die „Tracht Prügel" als Bezeichnung einer recht bösen Kost gemacht hat. — Schnell beenden wir unser Mahl (das trotz seines h übrigens dasselbe Wort ist wie „Mal": in der Bedeutung „Zeitpunkt" [gotisch mēl = Zeit] — hier natürlich der Zeitpunkt zum Essen!) und jetzt „hinaus ins weite Land". Erst wird als treuer Wandergefährte noch „Wolf" von Hause abgeholt, dessen Seligkeit, sich wieder einmal draußen tummeln zu dürfen, in stürmischer Begrüßung Ausdruck findet und der vor Freude in spielerischem Beißen und Gehaben seinem Namen Ehre macht, der „Wegschleppender, Raubender" bedeutet. Wenn Wolf an vergangene Zeiten zurückzudenken vermöchte, so könnte er „die Nase hochtragen" (aller-



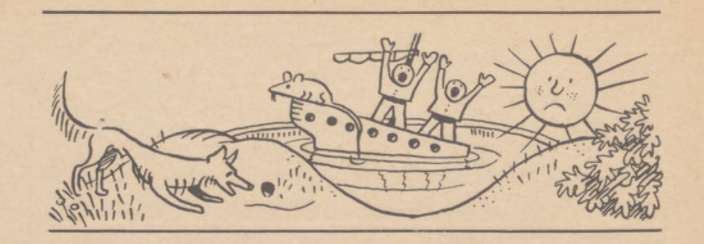
dings ein schiefes Bild für ein am Boden spürendes Wesen!), denn Rassehunde, insbesondere Jagdhunde. waren bei unsern Vorfahren hochgeschätzt und in Ehren, was die zahlreichen Wortbildungen unseres Sprachschatzes beweisen, die auf Eigenschaften des Jagdhundes „Hund" (gotisch hinthan = fangen, jagen) zurückgehen, wie naseweis (mit der Nase wissend), findig, stöbern, auf etwas verbissen sein, bärbeißig, vorlaut, auf die Spur kommen, zusammenkoppeln und anderes mehr. Im Gegensatz hierzu wurde der treue Haushund geringgeschätzt, was in Bildungen wie Hundeleben, Hundewetter, Hundswurf (beim Würfelspiel: dreimal ein Auge!), Hundsveilchen und dergleichen zum Ausdruck kommt. Daß der Pudel seinen Namen vom „pudeln" (im Wasser plätschern), der Köter von der Kate (dem Kleinbauernhof), der Mops von niederdeutsch muppen = Fratzenschneiden hat, daß der Pinscher (altbayrisch Binzger) ein Binzgauer Hund ist und daß endlich der Windhund nichts mit dem Wind zu tun hat, trotz seiner Schnelligkeit, sondern aus dem mittelhochdeutschen wint = Venetus (aus Venetien stammend) herzuleiten ist, sei nebenbei verzeichnet. —

Kaum haben wir das „Weichbild" der Stadt verlassen (die erste Silbe enthält eine indogermanische Wurzel, die wie das lateinische vicus „Ort" bedeutet, die zweite hängt wahrschein-



lich mit dem Wort „billig“ = „recht“ zusammen, das Ganze bedeutet also die „Ortsgerichtsbarkeit“), so stürzt Wolf nur so über die Felder, spürt, wittert, steht gar vor einem Mauseloch, als ob solch niedere Jagd für ihn in Frage käme! Aber mit „Dieben“ gibt sich nur ein Polizeihund ab — nichts anderes bedeutet nämlich die indogermanische Wurzel mus = stehlen, „mausen“. Das niedliche und doch so unbeliebte Nagetier hat auch manche Sprachspur hinterlassen: vom Duckmäuser sprechen wir heute noch, und „Mäuschen“ ist ein Kosewort, das wohl auch in der Verbindung „Mann und Maus“ geradezu zum Ersatzwort für „Weib“ geworden. Dagegen hat die schwäbische Redensart „daß dich das Mäuslein beiß’“ nichts mit der Maus zu tun, sondern (in volkstümlicher Entstellung) mit der Miselsucht, dem Aussatz! —

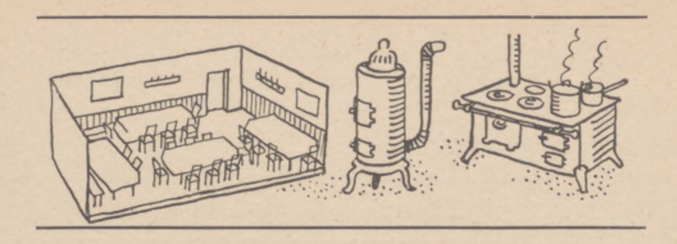
Über uns wölbt sich der heiße, blaue Nachmittagshimmel, die Sonne (indogermanisch su = leuchten) strahlt als wahrhaft „leuchtendes Gestirn“, so daß der Schatten des nahen Gehölzes recht willkommen ist. Eine Wegtafel kündet, daß es hier nach einem Ort Degerloch geht, dessen Namen mit eben diesem Gehölz zusammenhängt, nicht etwa mit dem Stamm = Loch, Lücke, sondern mit mittelhochdeutsch lôhes, loch = Holz, Gebüsch. In Hohen l o h e, Dur l a ch, Water l o o finden wir die gleiche Endung, und auch in Personennamen, wie Lohmann,



Lohmeyer und andern, ist das Wort enthalten. — Nach tüchtigem Marsch erreichen wir das Ziel. Lieblich liegt der Ort da, die Hauptstraße führt erhöht über einen Hügel und bietet einen köstlichen Blick über Gärten, Wiesen und Felder zu den nahen Waldbergen; am Hauptplatz ragt das Kirchlein empor, das „Haus des Herrn“ (vom griechischen kyriakon), und überblickt alles, was zum „Kirchspiel“ gehört. Man denke hierbei aber nicht an gottloses „Spiel“ — sondern an gotisch spill = Rede; „Kirchspiel“ bezeichnet demnach das Gebiet, soweit das Wort dieser Kirche und ihres Priesters reicht. — Hier wäre gut ruhn und erst einmal gründlich Erholung von der vergangenen Arbeitswoche zu finden, um dann morgen doppelt rüstig den Sonntag zu durchwandern. Zu verlockend streckt ja auch der blitzsaubere Gasthof „Alte Post“ sein kunstvoll geschmiedetes Wahrzeichen heraus und erinnert an die Zeiten, wo der Postwagen hier noch Station und Pferdewechsel hatte, läßt unsere Gedanken auch noch weiter zurückschweifen zu einer Vergangenheit, in der an vielbesuchten Orakelstätten die ersten staatlichen Unterkunftshäuser errichtet wurden — wo Rom an seinen Heerstraßen für Beamte und Offiziere Übernachtungsgelegenheiten schuf — wo die Kirche Pilgerherbergen baute (Hospize genannt von lateinisch hospes = Gastfreund) — wo die Vornehmen auf ihren Besitzen eigene „Gasthäuser“ hielten —



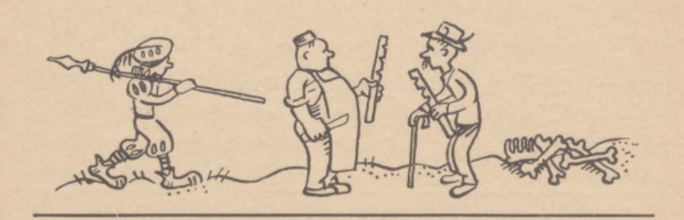
bis aus all diesen Vorläufern das Gastgewerbe sich entwickelte und zur Zeit Ludwigs XIV. mit anderem französischen Wesen auch das soviel vornehmer klingende „Hotel" die gemütliche deutsche Bezeichnung zu verdrängen suchte. Hier ist's aber beim „Gasthof" geblieben — Quartier ist schnell gefunden, und nun genießen wir auf der altväterischen Bank vor dem Haus das Samstagabendgetriebe des kleinen Nestes. Die Bänke waren ja in alter Zeit das Hauptgerät zum Sitzen: bei den Germanen standen sie in der Halle an beiden Längsseiten oder rings an den Wänden — Rang und Alter bestimmten die Sitzfolge bis zum Einzelplatz des Häuptlings hinauf, daher wir noch heute die Wendung „durch die Bank" im Sinn von „der Reihe nach von oben bis unten" gebrauchen. „Bankett" ist das Gelage an der Bank (rückwärts gewandertes Wort über italienisch banchetto) — die Bierbank, Fleischbank bezeichnet die Warenauslage auf der Bank, die Schöffen hatten neben sich auf der „Schöffenbank" die Akten liegen, und wenn dann Eiliges herausgesucht und das Übrige beiseite getan wurde, so war es eben „auf die lange Bank geschoben". Aus der Wechselbank der Geldwechsler entwickelte sich der Begriff Bank für Geldverkehr überhaupt — und wenn einem zahlungsunfähig gewordenen Wechsler seine Bank buchstäblich zerbrochen wurde, so stand er eben vor der banca rotta (italienisch) = dem Bankrott.



Über diesem Nachdenken ist die Sonne untergegangen, es wird kühl, und es lockt die Wirtsstube, die vom wandbenachbarten Küchenherd behagliche Wärme empfängt. Die „Stube" hängt ja von alters her mit der Vorstellung der Wärme zusammen, sie bedeutet ursprünglich den Warmbaderaum (eine Einrichtung, welche die flußbadenden Germanen erst von den Römern übernahmen) — das englische Wort stove = Ofen drückt das noch deutlich aus, ebenso das niederdeutsche stoven = schmoren (gestovte Äpfel). Die „Küche" ist natürlich der Ort des „Kochens" — in ihr dampft der „Herd", der ursprünglich „Fußboden" bedeutet, davon übertragen auf das steinumgebene Loch am Boden, das die Feuerstelle bildete. — Nun aber auch dem Magen sein Recht gegeben! Die behäbige Wirtin, die noch selbst der Küche vorsteht, ist sonntäglich gerichtet mit Speis' und Trank ... es gibt Suppe (man bittet, die Bedeutung des niederdeutschen Wortes suppen = schlürfen nicht in die Tat umzusetzen!), Braten (althochdeutsch brâto = Fleisch), Gemüse (von „Mus" = breiartige Speise übertragen), Kartoffeln (Spätlingswort aus dem achtzehnten Jahrhundert von italienisch tartufolo, plattdeutsch Tüften!) und Salat (gleichfalls ein italienisches Lehnwort von „insalata", eigentlich also: „gesalzene Speise" — und da gibt es noch Leute, die Salat mit Zucker anmachen!) — endlich noch Käse



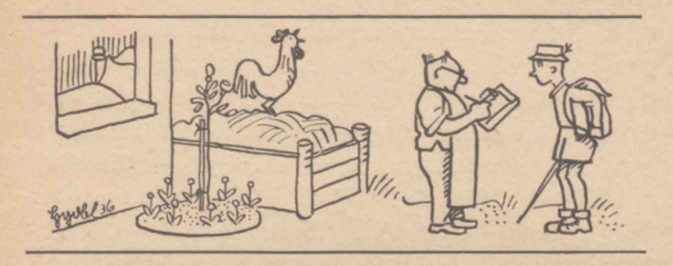
und Butter. Letztere beiden Wörter stammen aus dem klassischen Altertum; das erstere von lateinisch caseus, das zweite von griechisch butryon — deutsch wäre die Bezeichnung „Schmer" für Butter, die wir wenigstens beim „Schmieren" des Fettes aufs Brot lebendig erhalten. Deutsch ist dafür der Name des kräftigen Land b r o t e s, das wir uns gerade schmecken lassen; das heißt die älteste Bezeichnung hierfür hieß allerdings hleip = Laib, was (es klingt merkwürdig genug!) in den englischen Wörtern Lord und Lady noch lebendig ist; deren Grundbedeutung ist angelsächsisch hlaford = Brotwart, Bezeichnung für den Hausherrn — hlaefdige = Brotverteilerin für die Frau! Das etwas jüngere „Brot" ist wahrscheinlich verwandt mit „brauen" — von einer Wurzel, die „Gerstensaft" bedeutet — und so besteht zwischen dem „Laib Brot" (wie wir mit verdoppeltem Begriff gern sagen) und dem Glas Bier, das wir uns dazu zu Gemüte führen, ein nicht nur vom Magen ausgehender Zusammenhang! Dem reichlichen Mahl muß natürlich die Krönung durch eine gute „Zigarre" folgen — warum sollen wir zur Abwechslung nicht auch einmal in Spanien eine Sprachanleihe machen (cigarro), nachdem die (ernsthaft gemeinte) Verdeutschung aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in „Glimmstengel" nun doch einmal nicht durchgedrungen ist? Jetzt fühlen wir uns erst



wahrlich wie im Schlaraffenland, von dem Hans Sachs 1530 so schön (und auch so richtig, denn das mittelhochdeutsche slûraffe hängt zusammen mit slûr = Faulenzerei) gesungen hat.

„Eine Gegend heißt Schlaraffenland,
den faulen Leuten wohlbekannt."

Behaglich beobachten wir den Stammtisch der Einheimischen (böse Menschen würden von Spießbürgern reden, ohne zu bedenken, daß das von Haus aus ein Ehrenname für den waffenfähigen, spießtragenden Bürger und seine „Spießgesellen" war, der erst nach dem Aufkommen der Feuerwaffen die Bedeutung des „Rückständigen" bekam) und freuen uns gleichzeitig, daß der Wirt für diese seine Stammgäste zur Feststellung der Zeche noch an der alten Sitte der „Kerbhölzer" festhält! Während nämlich die Babylonier auf Tontäfelchen, die Ägypter auf Scherben, Griechen und Römer zumeist auf Wachstafeln Erinnerungshilfen einritzten (griechisch graphein = ritzen, graben — später „schreiben"), bevorzugten die Germanen Kreide oder Kerbholz, letzteres aus den beiden möglichst gleichen Teilen eines gespaltenen Stabes bestehend, die in gleicher Weise gekerbt in Händen von Schuldner und Gläubiger blieben — bei Gastwirten, Bäcker, Fleischer, Müller



die gebräuchlichste „doppelte Buchführung“ bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein. — Unser vierbeiniger Freund Wolf hat sich inzwischen ausgiebig mit einigen Knochen beschäftigt (süddeutsch noch heute in älterer Form „Beiner“ genannt, daher Elfenbein — Elefantenknochen) und sich längst zu einem Schläfchen zusammengerollt. Folgen wir auch der Stimme der Natur und suchen unser „Bett“ auf, das sich nur der Schreibweise nach vom „Beet“ unterscheidet und mit ihm die Grundbedeutung hat „etwas Erhöhtes“ — nicht lange währt es, und wir versinken auf unserem „Erhöhten“ in die Tiefe eines gesunden Schlafes.

Zeitig genug weckt am andern Morgen der Haushahn die Schläfer und macht seinem Namen Ehre, dessen Wurzel mit dem lateinischen canere = singen verwandt ist, während merkwürdigerweise das lateinische Wort für „Hahn“ = gallus wieder mit dem althochdeutschen kallôn, englisch call = rufen zusammenhängt. Nach altem christlichem Glauben verscheucht der Hahn, der von jeher als Opfertier eine Rolle in den verschiedenen Religionen gespielt hat, durch seine Wachsamkeit die bösen Geister — und daher sehen wir ihn seit dem zehnten Jahrhundert auf den Kirchtürmen prangen. Viele Redensarten hängen mit dem Namen dieses braven Haus-

tieres zusammen, erinnert sei nur an „Hahn im Korbe sein" — „den roten Hahn aufs Dach setzen" (wobei „Hahn" für die Flamme selbst eingesetzt ist, der er einmal als Symbol des Sonnengottes geweiht war) — „Schnapphahn" (vom Hahn des Gewehres übertragen auf dessen Träger) — „Papagei" (der nämlich nichts anderes ist als spätlateinisch papagallus = Pfaffenhahn — wegen seines bunten Kleides) — „Kokett" (vom französischen coq) und „Gigerl" (österreichische Bezeichnung des Hahns) — letzteres beides zurückgehend auf das Gehabe und Stolzieren des Tieres. Das Wort „hanebüchen" ist dafür nicht auf sein Guthaben zu schreiben: es leitet sich von der Hainbuche her und bedeutet: grob wie hainbuchenes Holz! —

Zum Abschied heißt es nun noch die Rechnung begleichen — und wenn wir uns schnell noch klarmachen, daß althochdeutsch rehhanon eigentlich „sammeln" ist, in unserem Fall das „Sammeln der Zahlen" — dann freuen wir uns dankbar, daß diese Sammlung von seiten des biederen Wirts in recht bescheidenen Grenzen gehalten wird. Mit kräftigem Handschlag rufen wir ein „Auf Wiedersehen!" und wandern fröhlich in den Sonntag hinein, ohne unsere Sonntagsfreude weiter mit Sprachforschungen zu beschweren. Ein wenig haben wir ja wohl doch schon unser Gefühl dafür geschärft, daß unsere Muttersprache einem wahren Schatzkästlein gleicht, dessen Kostbarkeiten man mit behutsamen Fingern anfassen und werthalten — nicht mit stumpfer Gleichgültigkeit wie etwas Abgebrauchtes und längst Alltägliches um sich werfen soll.

Das einzige Kind

Ein Warnungsruf

Von Karl Bauder

Wir wollen vor allem dem Leben dienen. Darum scheint es uns wichtig, hier einem Problem näher zu treten, das viele junge Eltern angeht und darüber hinaus auch die Allgemeinheit berührt, grundlegende Fragen der Gemeinschaft erfaßt. Deshalb fragen wir unsere Leser, die es angeht und die aus eigenem Erfahrungsbereich ähnliche Fälle unfreiwilliger Vereinzelung mit ihren tragischen Folgen kennengelernt haben: Finden Sie, daß unser Mitarbeiter mit seiner Warnung recht hat? Scheint Ihnen seine Besorgnis übertrieben, oder glauben Sie, daß er ihr in allen wesentlichen Zügen einen allgemeingültigen Ausdruck verliehen hat?

Wir behalten uns gern vor, auf besonders beachtenswerte Einsendungen aus unserer Leserschaft zu dieser Frage noch im einzelnen zurückzukommen.

Die Schriftleitung.

Unschuldig ist das Kind, naiv und ohne Arg, ein Geschöpf Gottes, umgeben vom Zauber quellfrischer Ursprünglichkeit! ... Wohin soll die junge Mutter mit all ihrer Freude? Kann sie überhaupt anders, als das aufblühende Kindlein immer wieder liebkosen? — — Und langsam, unmerklich wird es zum Abgott der Familie. Das ist an sich begreiflich, denn das Erlebnis des ersten Kindes ist überwältigend. Wer um das täglich sich erneuernde Glücksgefühl junger Eltern weiß, wird nicht allzuhart urteilen. Aber die Vernunft erfordert die Feststellung, daß das Übermaß der Liebe den Blick für Erziehungsnotwendigkeiten trübt.

Die Liebe zum einzigen Kind überschreitet nicht selten die Grenze des Normalen. Aber dem Kind erscheint seine Umgebung als Norm. Wenn es in übertriebener Verzärtelung aufwächst, so erwartet es überall dasselbe Entgegenkommen

wie im Elternhaus. Die Außenwelt, deren Verhalten von keinerlei Vaterstolz oder Mutterliebe beeinflußt wird, erscheint ihm kalt und lieblos. Die dadurch entstehenden „Hemmungen" machen dem Kind so zu schaffen, daß seine angeborenen Fähigkeiten sich nicht zu voller Kraft entfalten.

Während die zahlreiche Familie aus sich selbst heraus den Ausgleich schafft zwischen Elternliebe und Lebenstatsachen, wird das verhätschelte Einzelkind vom „feindlichen Leben" mit voller Wucht getroffen. Bald zeigt es einen Widerwillen gegen alles, was den persönlichen Einsatz fordert; Schule und Lehrstelle sind ihm verhaßt, es leidet außerhalb des Heims und fühlt sich gottverlassen in der Fremde!

Mutterliebe wird eben nur in der Betreuung mehrerer Kinder zum Segen. Konzentriert sie sich auf das „Einzige", so wird sie leicht zur verwöhnenden „Affenliebe". Das einzige Kind bekommt alles im Überfluß: zuviel Spielzeug, zuviel Naschwerk, zuviel Pflege, zuviel Liebe! Zu Hause wird es vergöttert und auf der Straße dient es als Paradepuppe. Das sind Wirklichkeiten, die jedermann täglich beobachten kann. Ist es ein Wunder, wenn so ein Kind verwöhnt, reizbar und wählerisch wird? Es hat ganz recht, wenn es beim Essen die weniger schmackhaften Speisen verschmäht, denn es weiß, daß es hinterher doch mit Leckerbissen gefüttert wird. Wenn aber mehrere Kinder am Tisch sitzen, so lernt jedes rasch zugreifen. Sobald eines zimperlich tut, essen ihm die andern alles weg, und es steht hungrig vom Tisch auf.

Es ist das erste und selbstverständlichste Recht des Kindes, ein Kind zu sein, und zwar unter seinesgleichen. Vom Kind begehrt ist die Welt des Kindes, nicht die des Erwachsenen. Wenn es nur die Eltern um sich sieht, verkümmern die nach Entfaltung drängenden kindlichen Urtriebe. Anstatt unbe-

fangen und zwanglos, wie es seinem Wesen entspricht, mit Geschwistern zu spielen, belauscht es die Gespräche und Daseinsformen Erwachsener. Sie beschäftigen sein Innenleben, und so kommt es zu jenen erstaunlichen Äußerungen, die das Kind zum „Enfant terrible" stempeln. In der ihm eigenen Sprache sagt es Dinge, die es gesehen oder „aufgeschnappt" hat und deren Hintergründe ihm verschlossen sind. Gewiß ist diese Art „Kindermund" zuweilen erheiternd, aber die Eltern vergessen, daß derartigen Aussagen oft recht scharfe Beobachtungen zugrunde liegen. Ist es die Aufgabe eines Kindes, Erwachsene zu beobachten? — Nein, es soll spielen, sich beschäftigen, es darf schreien, herumtollen, ja sogar Vasen zerbrechen, aber es soll vor allem kindlich sein!

Da ist zum Beispiel der Nachahmungstrieb. Beim einzigen Kind ist er gezwungen, sich an das Vorbild der Eltern zu halten. Aber ein Kind, das Erwachsene nachahmt, ist ebenso unnatürlich wie ein „kindischer" Mensch, so „drollig" der kleine Gernegroß mit Vaters Hut und Stock auch aussehen mag! Ein solcher Junge wird langsam „altklug", sein Betragen unecht und auf den Eindruck berechnet. Mit andern Worten: das Kind verliert den köstlichen Reiz der Ursprünglichkeit. Es ist weder krank noch „nervös", sondern ihm fehlt das belebende, seiner Kindlichkeit entgegenkommende Spiel mit fröhlichen Geschwistern.

Vielgestaltig und in unerschöpflicher Fülle strömt Spiel und Anregung von Kind zu Kind! Täglich, stündlich bindet die jungen Geschwister ein Gemeinschaftsgefühl, das der Kindergarten in dieser beglückenden Form nicht geben kann. Das Vorhandensein mehrerer Kinder befreit die Mutter von der ständigen Aufsicht. Zwanglos nimmt das Älteste die Jüngeren in Obhut. Aber das einzige Kind hängt dauernd

an Mutters Schürze. Oft ist die Hausfrau in der Arbeit behindert und schickt den kleinen Plagegeist auf die Straße. Aber das sorgende Mutterherz geht unsichtbar mit. Sie weiß, dort lauern Gefahren, nicht nur durch Autos und Verkehr. Fremde Kinder sind keine Geschwister, man weiß nicht, wie sie erzogen sind und ob sie gesund sind. Unsauberkeit und Ungeziefer sind mit Recht gefürchtet. Außerdem lehrt die Erfahrung, daß Kinder auf der Straße unerwünschte Manieren und häßliche Ausdrücke annehmen. Jede Mutter weiß, was hier gemeint ist.

Auch kann man ein Kind nicht bei jedem Wetter auf die Straße schicken, und nicht immer sind Spielgefährten da. Aber der Spieltrieb und das Bewegungsbedürfnis fordern täglich ihre Rechte. Da sind nun Geschwister dankbare Objekte. Sie teilen die Wohnung und stehen auch bei Kälte und Regenwetter zur Verfügung. Keines braucht auf die Straße. Zu Hause, beim gemeinsamen Spiel regen sich Brüderlein und Schwesterlein gegenseitig an, sie unterhalten sich und treten in Wettbewerb. Dabei muß betont werden, daß die beliebten Bewegungsspiele, ja selbst die häufigen Balgereien auch die körperliche Entwicklung begünstigen. Überhaupt lernen Kinder aus zahlreicher Familie beizeiten einen Puff vertragen, während der „Einzige" nicht selten ein „Muttersöhnchen" wird, das beim ersten rauhen Griff des Lebens versagt!

Besonders häufig sind Erziehungsfehler, die sich aus der Übertragung der Elternliebe auf alle Handlungen des Kindes ergeben. Einige Beispiele mögen das erhärten. Wenn sich das einzige Kind mit einer Schere sticht, so wird es nicht etwa über die Gefahren spitzer Gegenstände aufgeklärt, sondern es heißt: „Die böse Schere!" Die Folge ist, daß das Kind die Ursache seiner Verletzung nicht in seiner Unachtsamkeit sieht, sondern in der „bösen Schere"! — — Zuweilen wird auch die

Wirklichkeit verfälscht. Was tut die Mutter, wenn sie mit ihrem Einzigen im Garten „verstecken" spielt? — Sie sucht hinter allen Büschen, nur nicht hinter dem richtigen! Das Kind erhält so den Eindruck, daß es sich besonders gut verstecken könne. Wenn es aber mit Gleichaltrigen dasselbe Spiel macht, ist es erstaunt, wenn diese es sogleich finden. Es fängt nun zu denken an und kommt notgedrungen zu dem Schluß, daß die erwachsene Mutter ungeschickter im Suchen ist als die kleinen Spielkameraden. Solche Entdeckungen formen die kindliche Seele nicht zum Guten, noch weniger machen sie zu Hochachtung und Gehorsam geneigt. Hat das Kind seine Mutter bisher nur liebend betrachtet, so wird es jetzt kritisch. Von alledem merken die Eltern wenig, sie zerbrechen sich nur den Kopf, warum ihr Kind plötzlich so „eigen" ist!

Hier zeigt sich auch der Unterschied zwischen erwachsenen und kindlichen Spielkameraden. Väter, Mütter und Tanten spielen nicht sachlich, sondern sie legen ihre ganze Liebe in das Spiel hinein. Dadurch wird es einseitig und verfälscht, freilich in bester Absicht. Dagegen spielen Geschwister unter sich vollkommen unparteiisch, sie räumen einander keine Vorrechte ein, sondern suchen sich im Gegenteil selbst durchzusetzen. Diese natürliche Rücksichtslosigkeit ist die beste Lehre für das praktische Leben, während der große Spielpartner oft nur verhängnisvolle Täuschungen erweckt. Daß unsere Kleinen trotzdem so hingebend mit Erwachsenen spielen, hat seine Ursache im kindlichen Anlehnungsbedürfnis und darf nicht zu Fehlschlüssen verleiten. So eifrig die kleinen Heuchler auch tun, das Spiel ist ihnen nur Mittel, die Gegenwart und Teilnahme der Eltern zu genießen.

Die Gründe, aus denen Einzelkinder schwer zu erziehen sind, werden schon im Säuglingsalter geschaffen. Wenn Mann

und Frau an eine ernsthafte Erziehung denken, vielleicht im zweiten oder dritten Jahr, hat das Kind bereits eine sehr starke Erinnerung an das ursprüngliche Verhätscheltwerden. Es kann nicht begreifen, daß nun alles anders werden soll. Schreckliche Probleme wälzen sich in dem kleinen Gehirn: „Warum soll ich plötzlich immer anders, als ich will?" — „Warum muß ich ‚folgen'?" — „Warum ist Mutti nicht mehr so lieb zu mir?" — — Von der seelischen Wirkung dieser Gedankengänge kann sich der Erwachsene schwer eine Vorstellung machen. Er bedenke aber, daß, wenn dem Kind früher die im Übermaß genossene Elternliebe den Himmel bedeutete, ihm folglich deren scheinbares Aufhören die Hölle bereitet! — — — Gefühle dieser Art genügen, das Verhalten des Kindes grundlegend zu ändern. Aus dem Mädchen wird ein „Heulkind", und der Junge entwickelt sich zum notorischen Widerspruchsgeist!

Aber alles das ist nur ein Notschrei ihrer tödlich verwundeten Seele! Hier gibt es nur einen Ausweg: Man behandle das Kind von Anfang an mit liebender Vernunft! Niemals lasse man es merken, daß seine bloße Gegenwart die Eltern beglückt!

Das allzu viele Mittelpunktsein verursacht in der Seele des Kindes schwere Schäden. Sein Geltungsbedürfnis bildet sich stärker aus, der Trieb der Auflehnung, der an sich schon allen Müttern zu schaffen macht, wird unerträglich. Während bei größerer Kinderzahl die natürliche Selbstsucht sich weniger hervorwagt, ist das einzige Kind oft völlig hemmungslos: es kennt nur sich und seine Wünsche! Das ständige Liebebezeigen der Eltern, deren Fürsorge durch keinerlei Rücksichten auf andere Kinder gehemmt ist, erzeugt im einzigen Kind die unbewußte Vorstellung: „Ihr seid nur für mich da!" — Denselben Maßstab legt es später an seine Mitmenschen. So wird es groß in der trügerischen Meinung, die Welt schulde

ihm Rücksichten, deren Erwarten es von einer Enttäuschung in die andere stürzt. Ein solcher Mensch wird schließlich verbittert und läuft wie ein fleischgewordener Vorwurf durchs Leben. Aber das Leben schreitet über solche Eigenbrötler hinweg, es anerkennt nicht Ansprüche, sondern Leistungen!

Und die Eltern sorgen sich, warum ihr mit so viel „Liebe" erzogenes Kind im Leben so schwer tut. Sie sehen nur Folgen, deren Ursachen sie überall vermuten, nur nicht dort, wo sie sind. So entsteht die allen Lehrern und Vorgesetzten bis zum Überdruß bekannte Elternmeinung, daß gerade ihr Kind nicht „richtig" behandelt werde. Aber die Gründe des Versagens liegen ganz woanders: Wem Hindernisse und Schwierigkeiten eine ganze Kindheit lang sorgfältig aus dem Weg geräumt wurden, wie soll der seine Fähigkeiten ausbilden und seinen Willen stählen?

Auch von andern Gesichtspunkten muß das Problem des einzigen Kindes betrachtet werden. Eltern, denen der Erbe stirbt, fühlen ihr Lebenswerk zerbrochen. Ferner ist es ein Unterschied, ob eine Mutter beim Tod ihrer Einzigen grüblerischem Weltschmerz anheimfällt oder ob sie sich mit doppelter Hingabe den andern Kindern widmet. Außerdem schützt eine zahlreiche, gut erzogene Nachkommenschaft die Eltern im Alter vor Not und Vereinsamung.

Das einzige Kind hat im späteren Leben keine Blutsverwandte! Das Bibelwort von den Brüdern, die „einträchtig beieinanderwohnen", hat seine tiefe Bedeutung. Die große Familie gibt sich gegenseitig einen Halt, auch wenn ihre Glieder im Land zerstreut sind. Ein natürliches Gemeinschaftsgefühl kettet Brüder und Schwestern unlösbar zusammen. Ein Leben lang!

Davon weiß das einzige Kind nichts. Wenn seine Eltern sterben, steht es einsam und verlassen da auf der Welt!

Echt oder unecht?

Kurzgeschichte von Edmund Finke

Der kleine Everard Field besuchte die Public School in Winchester, ein Internat für die höheren Stände Old Englands, und Mrs. Gay Field, seine Mutter, die Witwe eines Pfandleih- und Wechselstubenbesitzers aus Clapham, einem südwestlichen Bezirk Londons, bezahlte für ihn blutenden Herzens 350 Pfund Sterling Schulgeld jährlich, ein Betrag, der ihr im Verhältnis zum ominösen Begriff „höhere Bildung" ungeheuerlich vorkam. Aber es war von der Familie ihres verstorbenen Mannes nun einmal beschlossen worden, daß Everard die Schule in Winchester besuchen sollte, um dort in Gesellschaft von künftigen Besitzern hoher und höchster Titel sich die elementaren Vorbedingungen und Verbindungen für Oxford oder Cambridge zu schaffen. Mrs. Field machte diese immense Ausgabe wett, indem sie mit den übrigen Reichtümern, die ihr Everard der Ältere hinterlassen hatte, überaus vorsichtig, um nicht zu sagen, knickerig und geizig haushielt, was nicht wenig dazu beitrug, daß der jüngere Everard, ihr vierzehnjähriger Sohn, sie ebensowenig ausstehen konnte wie sein Vater.

Am 25. Februar wurde, wie alljährlich, in der Schule eine nette Fastnachtsunterhaltung abgehalten. Väter, Mütter, Schwestern und Basen der Zöglinge erschienen gerne, um dem Fest höheren Glanz zu verleihen. Das Programm blieb jahraus, jahrein das gleiche: zuerst der große Maskenumzug durch Haus, Hof und Garten, um sechs Uhr das gewaltige Festessen für Schüler und Gäste, hernach eine kleine Theateraufführung, eine Posse oder ein Spektakelstück, wobei die Darsteller mehr lachten als das Publikum, und schließlich, als Krönung des

Abends, ein munterer Hausball, der traditionsgemäß Punkt zwölf Uhr Mitternacht sein Ende fand.

Auch Mrs. Field erschien, herausgeputzt wie ein Christbaum, und erregte wie immer das Lächeln einiger Väter, den Spott der gesamten jüngeren Generation und nicht zuletzt Everards Zorn und Ärger. Diesmal war sie auch noch mit einer Perlenschnur ausstaffiert, die im Verhältnis zu der bescheidenen Gelegenheit eines Schülerballes so pompös aussah, daß sich sofort etliche Debatten darum entsponnen, ob sie echt oder unecht sei. Neunzig Prozent der Anwesenden neigten dazu, sie für unecht zu erklären.

Nun, Mrs. Field konstatierte nach ihrer Rückkehr von Winchester nach London, daß ihr die Perlenschnur abhanden gekommen war. Sie geriet in eine ungeheure Aufregung, rief noch in der Nacht die Direktion der Public School an und bezeichnete die Schnur als echt, was ihr von den Schülern und Professoren erst geglaubt wurde, als am nächsten Tag Harry Lytton Paine, der technische Dezernent New Scotland Yards, in der Anstalt erschien, um die Nachforschungen nach der verschwundenen Perlenschnur aufzunehmen. Alles war verärgert, der kleine Field schämte sich in Grund und Boden, aber gleichzeitig fanden sich die Jungen durch den Skandal doch höchst angeregt, und es machte ihnen einen Riesenspaß, die Nachforschungen Paines, der sich mit ihnen glänzend verstand, zu unterstützen.

Der 26. Februar war ein heller, sonniger Tag; es lag nur ganz wenig Schnee im Garten, und um zwei Uhr Nachmittags eräugte der kleine Keynes im kahlen Geäst einer Esche, die vor den Schlafzimmerfenstern der vierten Klasse stand, etwas Glitzerndes, das, nachdem es vom Baum heruntergeholt worden war, als die an einem starken Seidenfaden

hängende goldene Schließe des Perlenhalsbandes erkannt wurde. Von den Perlen keine Spur, obgleich die beiden Teile der Schließe den Faden aus sogenannter Perlenseide abschlossen, der weder zerschnitten war, noch an den Enden aufgeknüpft werden konnte, was auch Paine trotz geduldigster Mühewaltung nicht gelang. Wie waren die Perlen von der Schnur genommen worden? Paine betrachtete nachdenklich den armseligen Rest in seiner Hand. Dann roch er aufmerksam an dem Seidenfaden, was unter den herumstehenden Burschen ein brüllendes Gelächter hervorrief. Aber Paine ließ sich dadurch nicht weiter stören, sondern begab sich schnurstracks in die Küche des Internats, wo er sich angelegentlich mit Mrs. Bredon, der dicken Chefköchin, unterhielt, die ihm allerlei Wissenswertes mitzuteilen hatte. Hierauf ersuchte er den Direktor, die Zöglinge in den Lehrsälen zu beschäftigen, und nahm sich nur drei Burschen der vierten Klasse vor, die mit Everard Field ein Schlafzimmer bewohnten, von dessen Fenstern man auf die Esche hinuntersah, in deren Geäst der Seidenfaden mit der Schließe gehangen war. Field, Keane, Blackwood und Moore schlichen wie arme Sünder vor ihm her, aber Paine versprach ihnen, das Unheil abzuwenden, wenn sie ihm rückhaltlos die Wahrheit eingestehen würden.

„Wo ist die Essigflasche, Field, die du dir gestern nachts von Mrs. Bredon ausgebettelt hast?“

„Wir haben sie im Garten unter zusammengekehrtem Schnee versteckt, Sir.“

„Hm. Kalziumkarbonat aufgelöst in eisgekühlter Essigsäure. Eine schöne Geschichte, ihr gräßlichen Bengel! Wißt ihr, daß die Schnur über fünfzehnhundert Pfund Sterling wert war? Was ist euch, um Gottes willen, eingefallen?“

Keane, ein hochaufgeschossener Junge mit blitzenden blauen

Augen, warf sich zum Sprecher auf: „Mrs. Field zog sich um halb elf Uhr hier an Everards Bett für die Autofahrt nach Hause um. Er begleitete sie zum Wagen und kehrte dann hierher zurück, um ein paar Sachen aufzuheben, die sie ihm mitgebracht hatte. Bei dieser Gelegenheit bemerkte er, daß sie die Perlenkette vergessen hatte. Da schon den ganzen Abend darüber hin und her geredet worden war, ob sie echt sei oder nicht, holte uns Everard herauf, und er selbst war es, der sagte: ‚Meine Mutter ist viel zu vorsichtig und zu geizig, um jemals einen echten Schmuck zu tragen, der so wertvoll wäre wie dieser hier, wenn die Perlen echt sind.' Nun, und da sagte ich: ‚Das kannst du sehr billig und einfach prüfen, ob sie echt sind oder nicht; du brauchst dir nur von der alten Bredon die Flasche mit dem unverdünnten Essig auszuleihen. Echte Perlen lösen sich in Essig auf wie Zucker in Wasser, das weißt du', sagte ich. Everard war gleich Feuer und Flamme für diese Idee, obgleich ich von dem Essigexperiment nur so obenhin gesprochen hatte, ohne je daran zu denken, daß dieser Narr hier Ernst machen könnte. Aber er bat sich wirklich die Essigflasche von Mrs. Bredon aus, und als er nach ein paar Minuten wieder heraufkam, rief er begeistert: ‚Jetzt werdet ihr sehen, daß ich recht habe. Sie trägt keinen echten Schmuck!' Und obgleich wir ihn zurückhalten wollten, denn uns war mittlerweile flau zumute geworden, ließ er die Schnur in den Flaschenhals gleiten und sagte: ‚Wetten, wenn wir um zwölf Uhr heraufkommen, werden die falschen Perlen alle noch drinnen sein!' — Wir gingen zum Fest hinunter, und als wir um zwölf zurückkehrten — Sie werden es erraten, Sir — war nichts mehr in der Flasche als Essig. Wir kriegten einen fürchterlichen Schreck, Field zog mit einem Stück Draht die Schließe aus der Flasche und warf sie aus dem Fenster. Ich

sagte ihm heute früh, er solle wenigstens Mrs. Bredon die Flasche zurückgeben, aber er hatte solche Angst, daß er sie in einen Schneehaufen stellte."

Um Paines Mundwinkel zuckte es verräterisch. Am liebsten wäre er mit einem befreienden Gelächter herausgeplatzt, um so mehr, als ihm Mrs. Field herzlich unsympathisch gewesen war. Aber er beherrschte sich und sagte bloß: „Ich werde dem Direktor nichts von diesem gräßlichen Streich verraten, sonst fliegt ihr. Ihr werdet von dieser Sache überhaupt nie mehr sprechen! Auch untereinander nicht! Verstanden? Ich fahre jetzt nach London zurück und werde mich persönlich mit Mrs. Field auseinandersetzen. Ich hoffe, sie dazu bewegen zu können, eure, insbesondere Everards Zukunft nicht zu gefährden. Aber ich würde euch doch empfehlen, die Schmucksachen eurer Angehörigen künftighin aus dem Spiel zu lassen. Good by, Jungens!"

Paine hatte hernach eine stundenlange Unterredung mit Mrs. Field. Sie war hart, härter als Perlen, härter auch noch als Korunde (mit Diamanten kann man sie nicht gut vergleichen). Schließlich aber, nach furchtbaren Ausbrüchen, siegte doch ihr mütterliches Herz. Nebstbei gesagt, war die Perlenkette auf den vollen Wert versichert.

Preisausschreiben

der

„Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens"

Wir suchen den guten deutschen Kurzroman im Umfang von etwa 100 bis höchstens 120 Druckseiten im Format unserer „Bibliothek". Arbeiten dieses Umfanges sind uns deshalb besonders willkommen, weil wir sie im Rahmen unserer Zeitschrift innerhalb eines Vierteljahres zu Ende bringen und damit unseren Lesern einen desto reicheren Wechsel bieten können. Wir glauben aber auch den deutschen Schriftstellern damit eine Möglichkeit zur Verwertung solcher Arbeiten zu geben, die nicht in dem sonst üblichen Umfang gehalten sind, sich aber gleichwohl zur Aufteilung in einigen Fortsetzungen eignen. Vom Inhalt erwarten wir nur, daß er — auch in historischem Gewande — Beziehungen zur Gegenwart hat, keine verzweigten psychologischen Probleme aufrollt, sondern eine klare, straff geführte, abwechslungsreiche, aber stets gut überschaubare Handlung, in einer spannenden und wahrhaft volkstümlichen Form, in einer lebendigen und gesunden, natürlichen und allgemeinverständlichen Sprache.

Die Arbeiten müssen noch unveröffentlicht sein und dürfen auch bis zur endgültigen Entscheidung bzw. Veröffentlichung in unserer Zeitschrift nicht anderweitig angeboten werden. Das Manuskript muß druckreif sein, in Maschinenschrift einseitig beschrieben — nicht engzeilig — und sauber durch-

korrigiert. Die Schriftleitung ist berechtigt, gegebenenfalls noch vor der Preisverteilung und dem endgültigen Erwerb mit sachgemäßen Abänderungswünschen an die Verfasser heranzutreten. Der Name des Verfassers, die Verbandszugehörigkeit und Verbandsnummer sind bei der Einreichung anzugeben; auch ist die Erklärung beizufügen, daß es sich um eine eigene unveröffentlichte Arbeit handelt.

Bei der Preisverteilung zahlen wir ein Grundhonorar für den einmaligen Abdruck von RM. 500 bis 600 je nach dem Umfang innerhalb der angegebenen Grenzen mit einem Sonderzuschlag von RM. 300.— für den ersten, RM. 200.— für den zweiten und RM. 100.— für den dritten Preis. Darüber hinaus sind wir bereit, noch weitere uns zusagende Werke zu unseren üblichen Honorarsätzen zu erwerben. Die Arbeiten müssen spätestens bis zum 1. Januar 1937 in unseren Händen sein, Rückporto ist beizulegen. Die Entscheidung soll bis zum 1. April 1937 erfolgen, sie ist unanfechtbar.

Als Preisrichter zeichnen:

Für den Verlag: Dr. Herbert Beck.
Für die Schriftleitung: Dr. Karl Blanck.
Für die Mitarbeiterschaft: Franz Adam Beyerlein, Wolfram Brockmeier, Dr. Curt Elwenspoeck, Otto Heuschele, Gerhard Menzel.

Im Anschluß an die Veröffentlichung der preisgekrönten Arbeiten wird auch unserer Leserschaft noch besonders Gelegenheit zur eigenen Stellungnahme gegeben werden



Inhaltsverzeichnis

Hauptschriftleiter: Dr. Karl Blanck, Frauenkopf über Stuttgart, verantwortlich für Text und Bild / In Oesterreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4 / Anschrift für Einsendungen: Schriftleitung der Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens, Stuttgart, Cottastr. 13, ohne Beifügung eines Namens / Für unverlangte Einsendungen haftet die Schriftleitung nicht. Porto für Rücksendungen ist beizufügen.

Druck und Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.